

Gregor Auenhammer & Gerhard Trumler

Die Brunnen Wiens

Verlag Bibliothek der Provinz

Gewidmet
all jenen Menschen,
Göttern, Elfen, Faunen, Nymphen,
Tritonen, Nixen und Satyrn, welche die
mit klarem Wasser gesegneten Böden und
Terrassen der heute lebenswerten Stadt
als ihren Lebensraum auserkoren und
mit Leben erfüllten, um aus
dem Vollen zu
schöpfen,

sowie
all jenen, die
nach uns kommen.
Als Hymnus an das Leben,
als Hommage an den
Himmel über
Wien

Die Brunnen Wiens

Eine feuilletonistisch-fotografische Expedition
von Gregor Auenhammer & Gerhard Trumler

<i>Heraklit,</i> 520–460 v. Chr.	„Panta rhei – alles fließt.“
<i>Wiener Volksweisheit</i>	„Waun ana in an Brunnen brunzt, den soi da Blitz beim Scheißen treffen.“
<i>Konfuzius,</i> 551–479 v. Chr.	„Das Wasser nimmt nur den Platz ein, den es braucht. Insofern entspricht es der Mäßigung.“
<i>Karl Kraus,</i> 1874–1936	„Die Straßen Wiens sind mit Kultur gepflastert – die aller anderen Städte mit Asphalt.“
<i>Evangelium nach Johannes 4,7</i>	„Gib mir zu trinken!“
<i>Georg Kreisler,</i> 1922–2011	„Wie schön wäre Wien ohne Wiener ...“
<i>Lisa Eckhart über</i> <i>die Wiener Seele, *</i> 1992	„A waun ma fria Nazi waren, ist unser Herz aus Marzipan.“
<i>Wiener Zivilcourage,</i> <i>anonym, 2020</i>	„Schleich Di, Du Oaschloch ...!“
<i>Albert Einstein,</i> 1879–1955	„Das Universum und die Dummheit des Menschen sind unendlich. Beim Universum bin ich mir aber noch nicht ganz sicher.“
<i>Immanuel Kant,</i> 1724–1804	„Aufklärung ist die Maxime, selber zu denken.“
<i>Seneca, 01–65 n. Chr.</i>	„Manchmal ist sogar das Leben ein Akt des Mutes.“

DREI MÜNZEN IM BRUNNEN

Intro & Prolog

Küss die Hand, die Damen, G’schamster Diener, die Herren. Der Zweifel, so sagt man, ist eine Hommage an die Hoffnung. Über jeden Zweifel erhaben scheint die Tatsache, dass – weltweit betrachtet – einzig und allein, unangefochten Rom als Hauptstadt der Brunnen gelten kann. Die größten Bildhauer, die genialsten Künstler und Baumeister in der Antike, in Barock, Renaissance und Historismus schufen in der Ewigen Stadt zu Ehren sakraler Spiritualität, zum Ruhm kirchlicher und weltlicher Herrscher präzise Abbilder des Göttlichen mit faszinierenden Wasserspielen, Fontänen sowie Skulpturen von exzellenter Schönheit, von technischer Finesse, voll Anmut und Grazie. Symbolistisch aufgeladen, von Hedonismus und Spiritualität inspiriert ist beispielsweise der Brunnen auf der Piazza Navona. Das von Gian Lorenzo Bernini zwischen 1648 und 1651 erschaffene Kunstwerk versinnbildlicht die vier großen Flüsse der Welt. Die Flussgötter personifizieren den Nil, den Rio de la Plata, den Ganges und die Donau. Berninis Intention bestand darin, die römische Kultur als weltumspannende Macht im Universum darzustellen.

Küss die Hand, die Damen, G’schamster Diener, die Herren. „Willkommen, Bienvenue, Welcome ... Herzlich willkommen, Meine Damen & Herren, Mesdames et Messieurs, Ladies and Gentlemen ... im Cabaret, au cabaret, to the cabaret. Benvenuti! Herzlich willkommen bei unserer neuen tour d’horizon, unserer aktuellen Exkursion entlang eines allein aufgrund seiner molekularen Beschaffenheit unfassbaren, sich stets drehenden und changierenden Kaleidoskops, durch ein neues, weiteres Panoptikum der Geschichte der Stadt, der nahezu schizophoren anachronistischen Geschichte des Landes mit unbekränzten Unmöglichkeiten und gleichzeitig unbegrenzten Verwirklichungen. Gerhard Trumler, seines Zeichens Maitre des Zeichnens mit Licht, und meine Wenigkeit, Gregor Auenhammer, von mir selbst beauftragt mit der Erkundung des Abseitigen und Außenseiterischen, der Erforschung des Absurden, Abstrusen und Unbekannten, des zu Unrecht zu kurz Gekommenen und langsam in Vergessenheit Geratenden, wir laden Sie ein, nun – nach unserer Expedition zu den Flüssen Wiens – die „Brunnen Wiens“ zu suchen und sowohl bibliophil als auch real aufzusuchen. Wir haben sie jedenfalls besucht, uns auf deren Grund begeben, Fahrten gelegt, Karten studiert, Archive durchsucht, Spuren beschriftet, Hinterhöfe durchstöbert, im Trüben gefischt, um allfällige Mythen zu hinterfragen, Legenden zu eruieren, die Geschichte zu erkunden, Bedeutungen von Figuren und Skulpturen zu dekuivieren, verborgene Botschaften zu dechiffrieren, geografisch, historisch, kulturell, gesellschaftlich, in Bezug auf Herrschaftsstrukturen, in Kontext und Kontrast zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Ma scusate, Achtung, Entschuldigen Sie bitte. Attenzione, prego. Wagen wir einen Seitenblick, machen wir bitte noch einmal einen kleinen Schritt zur Seite, zurück nach Rom, genauer gesagt auf die Piazza Navona. Berninis Intention bestand, wie gesagt, darin, in den monumentalen Brunnenfiguren die römische Kultur als weltumspannende Macht des Universums darzustellen. Die Flussgötter personifizieren die vier großen Flüsse des Planeten. Eine kleine Wiener Analogie dazu repräsentiert der auf der Freyung positionierte Austria-Brunnen. Im Zentrum des Ensembles thront die Göttin Austria mit Speer und Schild und wacht über das Land. Umgeben ist sie in der Darstellung des Bildhauers Ludwig Schwantaler von vier Flussgöttern, die jeweils die vier wichtigsten, in jeweils ein anderes Meer mündenden Gewässer der damaligen K.-u.-k.-Monarchie Österreich-Ungarn personifizieren: Elbe, Donau, Weichsel und Po. Ein Stück österreichische Geschichte – wie auch das Prachtexemplar eines Brunnens vor dem Parlament, bei der das Zentralgestirn Pallas Athene, die Göttin der Weisheit, etwas bescheidener von Inn, Donau, Elbe und Moldau flankiert wird. Außer Zweifel aber steht angesichts allein dieser Monumente, dass Wien sich, wie so oft, auch im Hinblick auf seine Brunnen keineswegs verstecken oder sein Licht unter einen wie auch immer gearteten Scheffel stellen braucht. Au contraire ...





Flaniert man heute offenen Auges, wachen Geistes durch die Stadt, ist man zwar prinzipiell immer und immer wieder fasziniert von der Pracht und Herrlichkeit der unendlich vielen Skulpturen auf Fassaden, in Parkanlagen, bei Brunnen, der sinnlichen Statuen, aber oft fragt man sich ob der Bedeutung der Figuren, der Najaden, Elfen, Nixen, Tritonen, Göttinnen und Götter: Sind es Heilige? Engel? Religiöse Gestalten? Antike Gottheiten? Entrückte, sphärische Wesen aus fernen Welten? Zu Kaskaden geschichtete Gedanken? Fleisch, Stein und Marmor gewordene Allegorien? Märchen oder Sagen-gestalten? In Stahl, Bronze oder Gold gegossene Kunstobjekte oder Kitschpatente? Kaiser, Könige, Kö-niginnen, Prinzessinnen oder Mätressen? Bürger oder Bürgermeister? Bekannte Persönlichkeiten? Musen? Honoratioren? Ehrwürdige, des Gedenkens würdige Personen? Oder eigentlich nach heutigen Maßstäben verachtenswerte Gestalten aus der Geschichte?

All diesen Mythen und Legenden gingen wir nach, auf der Suche nach dem Verborgenen, dem Geheimnisvollen. „Kunst ist Kunst und Leben ist Leben, aber das Leben künstlerisch zu leben: das ist die Kunst des Lebens“, schrieb der Chronist Peter Altenberg. Das Streben nach Schönheit entsprach der Flucht vor dem „gemeinen“, realen Leben, gepaart mit einem dichotomen, fast schizophrenen Streben nach dem antiken Topos vom „Garten der Erkenntnis“ und einem „Garten der Lust“ sowie der biblischen Vertreibung aus dem Paradies. Die mythologische Strafe des Sehers Theresias, dass Narcissus, weil er Eros (die personifizierte Liebe „anderer“) zurückgewiesen hatte, sterben werde, wenn er sich selbst erkennt, kann durchaus als stellvertretendes Momentum eines kompletten komplexen Umbruchs gewertet werden. Wie in der Sage ertrinkt Narcissus, der in sich selbst Vernarrte, in sich selbst Verliebte, auch in Leopold von Andrians Erzählung „Der Garten der Erkenntnis“ beim Versuch sich mit seinem Spiegelbild zu vereinen. Wasser, das Elixier des Lebens, als Synonym eines trügerischen Schicksals? Die Phantasmagorie des Abbilds in der Tiefe ist unauslöschlich mit der *conditio humana* verbunden. Die Brunnenlandschaft Wiens stellt insofern einen Experimentierraum des Geistes dar, ein Versuchslabor an Ideen und Ideologien, Visionen und Emotionen, ein Kaleidoskop von Kunst und Kultur, von Hedonismus, politischen Leidenschaften und Gefühlen, summa summa-rum ein Spiegelbild einer narzisstisch-selbstverliebten Gesellschaft selbst; und Musen-Tempel einer un-steten, ungewissen Zukunft.

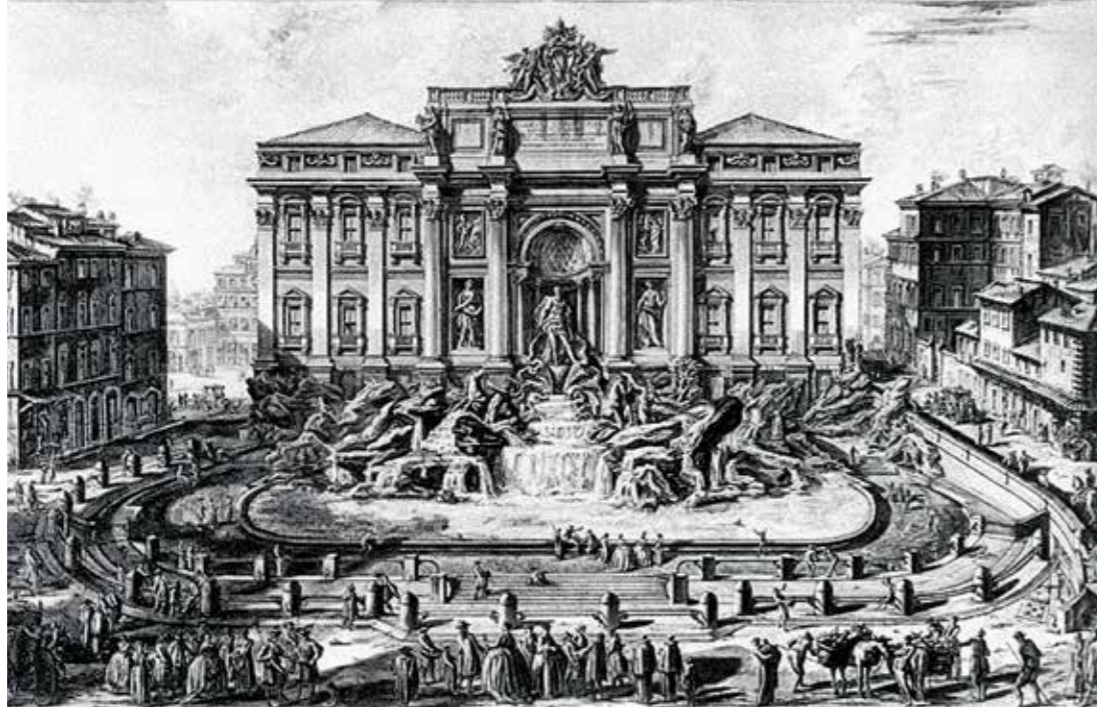
Naturgemäß diente der Bau befestigter Brunnen – wie überall auf der Welt – zunächst der Versorgung der Menschen mit Wasser, dem Elixier des Lebens, dem elementarsten Element der vier Elemente, dem Chamäleon unter den Molekülen. Im Lauf der Jahrhunderte entstanden nebst der primären Bedeutung, Grundwasser schöpfend an die Oberfläche zu holen – als Hymnus an das Wasser und das Leben –, prachtvolle, präziöse Brunnenanlagen mit deliziösen Statuen, Skulpturen, repräsentative, weit über deren Funktionalität hinausgehende Bauwerke. Zugegeben, eine solche Fülle und Pracht wie Rom hat Wien nicht zu bieten. Eine Fontana di Trevi wird man in Wien nicht finden, aber in Pracht und Herrlichkeit stehen so manche Schöpfungen in nichts nach. Dass von der einen oder anderen realen Göttin nach durchzechter Ballnacht – einer Nymphe gleich –, wie einst Anita Ekberg, im Morgengrauen die barocken Kaskadenbrunnen im Schlosspark des Belvedere, der Donnerbrunnen mit den männlichen Knackärschen oder das von der sinnlichen „Macht zur See“ bewachte, an der Flanke der Hofburg situierte Becken als Badewanne verwendet und in präziöser Robe an der Hand eines den göttlichen Marcello Mastroianni imitierenden Galans durchwatet wurde, ist nicht verbrieft, aber leicht möglich.

Die ältesten Brunnenanlagen in der heutigen Bundeshauptstadt der Republik Österreich gehen auf die Zeit des Römerlagers Vindobona zurück, die Existenz zahlreicher Brunnen ist bis ins Mittelalter nachvollziehbar, manche wurden im Lauf der Jahrhunderte „übersiedelt“, wurden abgetragen, neu aufgestellt, zerstört, renoviert, entstellt und entsorgt. Dienten die öffentlichen Brunnen bis zur Neuzeit in erster Linie utilitaristischen Zwecken – Stichwort Trink- und Nutzwasser, Hygiene und Brandbekämpfung –, entstanden ab dem 16. Jahrhundert repräsentative Brunnenanlagen. Einer der ältesten Brunnen lag am Tuchlauben. Urkundlich erwähnt wurde dieser anno 1310. Der älteste heute noch im Original erhaltene Wiener Brunnen stammt aus dem Jahr 1552 und befindet sich im Schweizertrakt der Hofburg. Bevor es Wasserleitungen in den Häusern gab, war die Bevölkerung auf öffentliche Brunnen angewiesen. Diese meist auf Plätzen und Märkten gelegenen Anlagen dienten natürlich auch als Treffpunkt, ermöglichten die Ausbreitung sozialer Milieus, Austausch und friedvolles Zusammenleben. Im Lauf der Jahrhunderte existierten in Wien weit über 10.000 Hausbrunnen, deren Bedeutung erst durch Bau und Inbetriebnahme der I. Wiener Hochquellwasserleitung im Jahr 1873 und der II. Wiener Hochquellwasserleitung im Jahr 1910 verloren ging. Der vom Trottoir ins Innere der Häuser verlegte Bassena-Tratsch – ermöglicht durch Bassenas am Gang – fand erst mit der allgemeinen Modernisierung und der standardisierten Ausstattung von Wohnungen mit Fließwasser sein Ende.

Aber auch frühere Versuche, die ständig wachsende Bevölkerung Wiens mit Wasser zu versorgen, hinterließen ihre Spuren: der Siebenbrunnen in Margarethen erinnert an die Hofwasserleitung aus dem Jahr 1562, der Isis-Brunnen erinnert an die 1804 errichtete Albertinische Wasserleitung, der Austria-Brunnen an die Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung und der Hochstrahlbrunnen am Schwarzenbergplatz an die 1873 eröffnete I. Wiener Hochquellwasserleitung.

Dass die Stadtverwaltung in Rom alle paar Wochen ausrücken muss, um die Münzen aus der Fontana di Trevi zu fischen, die aus dem Aberglauben heraus, dass dann alle Wünsche bezüglich „Glück, Wohlstand, Gesundheit, und vor allem Liebe“ in Erfüllung gehen, über die Schulter geworfen werden, ist bekannt. Über 3.000 Euro am Tag ergeben die stolze Summe von 1,5 Millionen Euro im Jahr! Im Sinne der christlichen Nächstenliebe wird dieser Betrag der örtlichen Caritas zur Verfügung gestellt. Das ist wohl würdig und recht. Aber wussten Sie, dass auch in Wien die großen Brunnenanlagen in der Innenstadt regelmäßig von der MA 31 vom Schotter befreit werden? Immerhin werden auch hierzulande mit dieser seit der Hollywood-Schmonzette „Three coins in a fountain“ populären Aktion, das Glück zu erhaschen, pro Jahr immerhin eine Million Euro in die Kassen der Stadt gespült. Net schlecht, oder? Geldwäsche der besonderen Art. Gott sei Dank sind sich die Touristen aus aller Herren Länder nicht der alten Sage des Basilisken bewusst, der in den Hausbrunnen wohnen soll. Sonst würden sie vor Angst, plötzlich zu einer steinernen Salzsäule zu erstarren, das Portemonnaie fest





verborgen und verschlossen halten. Die Sage des bössartigen Geistes geht zurück auf das Jahr 1212; verortet ist sie in der Schönlaterngasse, wo sich einer der ältesten (und tiefsten) Hausbrunnen der Stadt befunden haben soll. Nun denn, man wird Josef und Maria begegnen, Maria Magdalena, dem Heiligen Leopold, Moses, Flussgott Danubius und seiner angetrauten Vindobona, Pallas Athene, der Göttin der Weisheit, und Bellona, der Göttin des Krieges, Donaunixen, Meerjungfrauen, Najaden, Poseidon, der schaumgeborenen Venus, allerlei Getier, Elfen, Faunen und Satyrn ...

Lassen Sie sich verführen an Orte, die es nicht mehr gibt, zu Gedanken und Ideen, die abseitig erscheinen, zu Ideen, die ihren Widerhall in der Stadtgeschichte finden, zu Wurzeln des Lebens, an den Grund von Brunnen, die nicht nur dem Stillen von Durst dienen, sondern auch dem Hunger nach Kunst und Kultur ... lassen Sie sich fallen und führen ... zu Verwunschenem, Verschwundenem, Vorhandenem und verschollen Geglautem ...

Aber seien Sie vergewissert, wir haben Fallstricke eingebaut, Widerhaken eingeschlagen und Volten gedreht. Es wird zu allerlei Abschweifungen kommen, zu Abstechern und Seitensprüngen. Gedanklich, virtuell, wüst, assoziativ, in ferne Länder, auf fremde Kontinente, in den Untergrund sowie ans Firmament, entlang verworrener Ganglienzellen, subkutan und höchst erratisch ...

Apropos verworren, nur zur Info: Die Einteilung der Kapitel haben wir, entgegen üblichen Usancen, weder geografisch noch alphabetisch, sondern chronologisch sortiert, grosso modo zumindest. (Soweit sich der Brunnen „Schöpfungen“ nach heutigem status quo überhaupt noch datieren ließen.) Und da sich das Thema als durchaus „ausufernd“ im wahrsten Sinne des Wortes herausgestellt hat, haben wir einen enzyklopädischen Zugang ad acta gelegt. Ausnahmen bestätigen die Regel, wie man weiß. Quod erit demonstrandum.

Exakt 55 historische denkmalgeschützte Kunst- und Zierbrunnen werden heute von der Stadt Wien, konkret von der MA 31, der zuständigen Magistratsabteilung des Rathauses, verwaltet. Hinzu kommen Dutzende Anlagen, für deren Erhalt der Bund – de facto, in Vertretung des Bundesdenkmalamtes,

meist die Burghauptmannschaft – verantwortlich zeichnet. Nebst unschätzbar vielen, im Verborgenen schlummernden, privaten Hausbrunnen gibt es des Weiteren über 720 öffentliche Trinkbrunnen und Hydranten sowie hunderte mobile Trinkbrunnen, exakt 100 temporäre Sommerspritzer und zahlreiche Nebelsprühanlagen, die im Lauf der letzten Jahre konstruiert und installiert wurden, um dem grassierenden Klimawandel und der drohenden Erderwärmung und Überhitzung der Millionenmetropole Paroli zu bieten.

Die von der Dichotomie technischer Finesse und nutzloser Verschwendung geprägte Konstruktion eines Brunnens kann – so pittoresk er auch sein mag – einerseits als Synonym für das unfassbare Element Wasser dienen, andererseits aber den Kreislauf des Daseins per se als Perpetuum mobile symbolisieren. De facto erlaubt die Beschäftigung mit den Brunnen Wiens – weit mehr als die naturgemäße Spiegelung des Wassers à la Narcissus – ein opulentes Spiegelbild der Epochen, des kollektiven Gedächtnisses, des wechselhaften Verständnisses für Kunst und Kultur, ein Sittenbild über Offenheit, Borniertheit und Kultiviertheit, über Toleranz und Weltsicht, ein Sinnbild für Natur und Natürlichkeit, für Sittlichkeit und Nacktheit, Scham, die „nackte Wahrheit“, Sinnlichkeit und Verführung, Versuchung und Erlösung, Endlichkeit und Unendlichkeit ...

Poseidon sei uns gnädig bei unserer Reise an den flüssigen Mittelpunkt der Erde, Herakles stehe uns (nicht nur im Burggarten) zur Seite, Danubius wache über uns wie über seine wunderschöne Gemahlin. Halten Sie während der Expedition bitte immer (drei?) Münzen bereit – zur Besänftigung von Flussgöttern, Wassernixen und Brunnengeistern. Die Götterliebhaber sind verwöhnt, mögen wir in die Materie eintauchen, den Dingen des Lebens auf den Grund gehen und aus dem Vollen schöpfen ... Begleiten Sie uns bei unserem Hymnus an das Wasser, unserer Ode an die Freude, unserer Hymne an das Leben und die Schöpfung ...

Bon voyage!

Viel Vergnügen bei der Lesereise wünschen Ihnen herzlichst ...

*Gregor Auenhammer & Gerhard Trumler
Vindobona, anno domini 2022*

P.S.: Und bevor Sie gedanklich beim Umläutern die Anker lichten, bedenken Sie bitte nur ganz kurz die Vieldeutigkeit des Wortes „Schöpfung“.

1212 – BÄCKER, KÖNIG, EHEMANN – DIE SAGE VOM BASILISKEN

Schönlaterngasse 7, Wien 1



Einer der ältesten Brunnen Wiens ist auch zugleich Ort des Geschehens einer alten Sage. Es heißt, dass man erblindet oder gar stirbt, wenn man ein Fabeltier namens Basilisk erblickt. Wie im deutschen Memmingen, im polnischen Warschau oder im schweizerischen Basel darf auch in Wien ein Wesen mittelalterlicher Sagen- und Vorstellungswelt nicht fehlen: der Basilisk. Mitten im Herzen Wiens, in der Schönlaterngasse, soll er einst sein Unwesen getrieben haben. In der Überlieferung durch den Stadtschreiber Johann Nepomuk Vogel aus dem Jahr 1841 ging die Basiliskensage in etwa so: An der Wiener Adresse Hausnummer 678 (damals trugen die Gassen noch keine Namen, aber die Häuser Nummern) lebte einst ein Bäckermeister mit seiner Tochter. Anno 1212 (Achtung, Achtung – Synonym, Symbol und Zahlenmystik!) nahm ein Bäcker namens Martin Garhibl den Gesellen Hanns zu sich. Dieser verliebte sich alsbald in des Bäckers Tochter Apollonia – leicht nachvollziehbar. Denkt man an das sexuell stimulierende Auftreten des viel zu früh verstorbenen Popgenies Prince (Roger Nelson) Gespielin „Apollonia 6“, versteht man des Herrn Hanns’ Erregung. Also stellen wir uns Apollonia mal lebhaft vor. Ein gar liebebreizend Geschöpf soll sie gewesen sein, ein Beispiel perfekter Kurvenkunde, intelligent, sinnlich, schön, erotisierend. Wow. Der Geselle mit dem verdrehten Kopf, dem verwirrten Sinn und dem stramm gespannten (... piep!) hielt also, wie sich das gehörte, artig bei seinem Meister um die Hand der Tochter an, wurde aber aus dem Haus geworfen mit Schimpf, Schande und der Verhöhnung, dass er diese erst dann bekäme, wenn „ein Hahn, der sich so töricht wie Du benimmt, ein Ei gelegt hat“. Blitz und Donner, das saß. Aber in der Sekunde nach dem Schwur fiel ein Hahn vom Dach und direkt in den Brunnen der Werkstatt. Wenig später zog fauler Gestank aus dem Brunnen, dessen Wasser ward trübe, verfärbte sich grünlich und stank erbärmlich. Ein Lehrling musste in den Brunnen steigen und fand darin eine exzentrisch-exotische Kreatur, eine Mischung aus Hahn, Kröte, Schlange und Drache, mit gezacktem langen Schwanz, einer Krone und giftigem Speichel. Ein Basilisk, war man sich sicher. Nun, wie eingangs schon erwähnt, es hieß, dass man erblindet oder gar stirbt, wenn man dem Fabeltier namens Basilisk in die Augen schaute. Hanns, der Unerschrockene, erinnerte sich (und den Bäckermeister) an dessen Verwünschung und Versprechen, stieg in den Schacht, hielt dem Basilisken einen Spiegel vor die Fratze, der Brunnen wurde frei, das Wasser sauber und dem Glück mit seiner angebeteten Apollonia stand nichts mehr im Wege. Und wenn sie nicht gestorben sind, kopulieren sie auch heute noch ...

Naturwissenschaftlich betrachtet vermutet man hinter der Beschreibung des sagenhaften Basilisken eine Eidechse oder eventuell einen Leguan. Wie aber ist der ins mittelalterliche Wien gekommen? Oder ist ein Fossil aus der Eiszeit vielleicht beim Brunnenbau zum Vorschein gekommen? Möglich wäre das, war Wien doch Teil eines prähistorischen Urzeitmeeres, wie diverse, vom Grund der Donau gefischte Exponate: Überreste von Haien, Rochen und Echsen – heute beheimatet im Naturhistorischen Museum –, belegen. Wie auch immer. Der Basilisk ist heute als „Versteinerung“ an der Fassade des Hauses Schönlaterngasse 7 zu bestaunen. Nebst Fresko und Textcollage. Der Brunnen selbst ging verschütt. Ob die Sage etwas mit der Nachbarschaft der Großloge der Freimaurer zu tun hat? Wer weiß?

Das Skelett eines Drachen/Basilisken/Dinosaurier-ähnlichen Wesens findet sich heute noch im Naturhistorischen Museum. In Wahrheit handelt es sich beim angeblichen Basilisken aber um eine Fälschung, gestaltet aus Rochen- und Vogelknochen, die man im Wissen um die Sammelwut der Habsburger und deren Vorliebe für Kuriosa für sehr viel Geld verkaufen konnte. Tausende Gulden sollen dafür beglichen worden sein. Na ja, wenn man dran glaubt. Neben Klimt hat auch Franz von

Matsch einen Basilisken in Wien hinterlassen, verewigt bei der Ankeruhr. Und ein „Baselisk“ aus der Neuzeit steht im Stadtpark – ein Geschenk der Stadt Basel zur Fußballeuropameisterschaft 2008.

Nicht ganz so gruselig wie der Basilisk sind die Drachen am Schutzengelbrunnen im vierten Bezirk. Der Brunnen ist Kaiser Ferdinand gewidmet und hatte früher vor der Paulanerkirche seinen Platz, wurde aber aus verkehrstechnischen Gründen 1963 auf den Rilkeplatz verlegt. Außerdem tragen die Drachen, gottlob, das Wiener Stadtwappen. Also: keine Angst.

Um die Furcht vor einem vielleicht doch einmal wieder auferstehenden Basilisken etwas zu schmälern, gilt es zu bedenken, worauf das Wort etymologisch zurückzuführen ist. Nämlich auf dieselbe Wurzel wie die „Basilika“: nämlich auf „basileus“ – der König. Sagenhaft, was sich da alles in Wien im Lauf der Jahrhunderte in den Untiefen, an den Ufern, in Höhlen und Brunnen angesammelt hat. Was da alles krecht und fleucht: Getier, Mensch, Tier, Zwitter- und Fabelwesen, Verwünschenes, Verschollenes, Verborgenes, Verlorenes. Drachen, Lindwürmer, Basilisken, Zentauren, Greife und vieles mehr finden sich in den Sagen des Landes. Einige beziehen sich auf Vindobona und die Donau. Das Donauweibchen ist uns bekannt, auch ein Flussgeist namens Danubius. Mäandernde Wasserschlangen hat Gustav Klimt sogar gemalt, Nymphen gleich ... aber das ist wieder eine andere Geschichte ...

1255 – FISCH MUASS SCHWIMMAN

Im Fischhof, Wien 1

„Fisch muaß schwimman“, heißt es in Wien. Und wenn der „echte Wiener“ schon unbedingt einen Fisch verspeisen soll, dann spült er diesen mit möglichst viel Gersten- oder Hopfenkracherl – „Mei Bier is net deppat“ – oder ein, zwei G’spritzten den Schlund hinunter. Fisch muss schwimmen? Ja, natürlich, sagt wohl jeder. Solange er lebt, aber nicht nach seiner Verabschiedung in die ewigen Jagdgründe. Also was will uns der indigene Sprachkünstler damit sagen, wenn er meint: „Fisch muaß schwimman“? Zunächst ist festzuhalten, dass Fisch in der traditionellen Wiener Küche nicht unbedingt oberste Priorität hat. Im Gegenteil. Fisch gilt eher als Synonym der Askese und der Reduktion, als Symbol des Fastens. Deshalb muss er – um artgerecht verspeist zu werden – auch noch post mortem im Magen schwimmen. Nun, ja, das goldene Wiener Herz und seine Logik. Genug. Breiten wir darüber den Mantel des Schweigens.

Dabei hätte Wien eigentlich sogar eine ordentliche Tradition bezüglich hauseigener (bzw. der Stadt zugehöriger) Fischzucht. Im frühen Mittelalter befand sich gar ein Fischteich inmitten der Stadt, im Herzen der heutigen Inner City. Auch wenn die exakte Verortung des Gewässers heute nicht mehr ganz nachvollziehbar ist, gibt es doch einige klare Hinweise auf die ungefähre Verortung des zur Zucht von Forellen verwendeten Fischteiches. Urkundlich erwähnt wurde der „Fischhof“ erstmals im Jahre 1255. Der „curia piscium“ genannte Platz führte diesen Namen auf jeden Fall bis ins Jahr 1282, als der „Fischmarkt“ ganz offiziell vom benachbarten „Fischhof“ auf den Hohen Markt verlegt wurde. Der Ertrag des Fischteiches gehörte übrigens seit 1211 dem Schottenstift, nachdem Dietrich der Reiche die Forellenzucht in die Obhut der Klosterbrüder gegeben hatte. Urkunden im Kloster belegen diesen Umstand. Im Mittelalter war der Fischhof nur vom Hohen Markt kommend durch einen Torbogen (an der Stelle der heute von der Ankeruhr überspannten Passage) und durch einen schmalen offenen Durchgang (bei der heutigen Rotgasse) zugänglich. 1483 wurde dieses Schlupfloch durch ein versperrtes Tor ersetzt. Gewusst, warum. Im Zentrum des hofartigen Platzes lag der Fischteich, in





dem vornehmlich wertvolle Forellen gezüchtet wurden. Wann der Teich trocken gelegt wurde, ist historisch nicht belegt. Fest steht hingegen, dass der Fischmarkt gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf den Hohen Markt verlegt wurde – Fisch wurde dann wie der Rest der Waren direkt am großen zentralen Marktplatz, am „Hohen Markt“, feilgeboten. Um den Fisch frisch zu lagern, errichtete man den „Fischbrunnen“, in dem sich zumindest von 1282 bis ins Jahr 1753 die Forellen und alle anderen aus der Donau gefischten Flusstiere tummelten, bevor sie ihrer Bestimmung gemäß – „macht Euch die Erde untertan“ – verzehrt wurden.

Was aber erinnert heute noch an den ehemaligen Fischhof? Nun ja, selbiger mutierte, nach dem Verlust seines Zweckes, zur Müllhalde. „Auf der Schutt“, wurde der Ort im Spätmittelalter genannt, später wurde der Hof zu einer Art Parkplatz. Die Marktstandler, Bauern, Marketenderinnen, Kutscher und Fiaker parkten ihre Gefährte zur Zeit des Marktes im Fischhof. 1842 wurde das Terrain umgebaut. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts hatten dann die „Stellwagen“ – frühe Varianten von Tramway und Bus – ihre Endstation exakt hier, bevor sie die „Ausflügler“ Richtung Gaudenzdorf und Hundsturm kutschten. Die Häuser des ehemaligen Gehöfts wurden schließlich zu normalen Straßen umgewidmet, auf den Resten der alten Ringmauer aus der Babenbergerzeit entstand 1861 der Galvagnihof. Als 1912/1913 der neoklassizistische „Ankerhof“ mit dem Schmuck der wunderbaren, von Klimt-Kompagnon Franz Matsch gestalteten „Anker-Uhr“ an seine Stelle trat, wurden die in die Jahre gekommenen Häuser des historischen Fischhofs demoliert. Der Bauernmarkt wurde bis zum Fleischmarkt verlängert, die Adresse Fischhof verschwand im Orkus des Vergessens.

Heute gibt es kein einziges Haus mit einer offiziellen Adresse „Fischhof“ mehr. Interessant ist aber, dass zwei alte Straßenschilder erhalten blieben. Trotz ihrer Zwecklosigkeit blieben sie am Ort der

ehemaligen Adressen (am jeweils früheren Hinterausgang) positioniert. Ein überraschendes Revival erfuhr die Nomenklatur „Fischhof“ in jüngster Vergangenheit, als das 1910 von Architekt Anton Hein erbaute Haus mit der ehemaligen Adresse „Fischhof 3“ seine persönliche Renaissance erlebte. Als Objekt der „Luxury Living“ wird das neobarocke Haus (mit Postadresse Bauernmarkt 22), das über viele Jahrzehnte das „Imperial-Kino“ beherbergte, seit 2019 komplett revitalisiert. Am Dach des denkmalgeschützten Gebäudes sollen in Zukunft – auf der Rooftopbar-Terrasse des Lifestyle-Hotels mit Outdoor-Pool – mit Blick auf den Stephansdom statt Marktgeschrei coole Loungemusik-Loops erklingen.



Schließlich ist ja doch nicht alles „für die Fisch“ ...

1310 – DER „SCHÖNE BRUNNEN“

Am Tuchlauben, Wien 1

Wenn man dieser Tage in Wien nach dem Ort des „Schönen Brunnens“ fragt, wird man wohl zu 99 Prozent nach Schönbrunn geschickt werden. Das ist aber nur die halbe Wahrheit und zur Hälfte falsch; je nachdem, wie man auch ein Glas mit Wasser benennt: halb leer oder halb voll, je nach Perspektive, nach Façon eines positiven oder negativen Weltbilds. Der echte „schöne Brunnen“ befindet sich aber in der Inneren Stadt. Doch um exakt zu sein: Er befand sich in der Inneren Stadt, exakt am Tuchlauben.

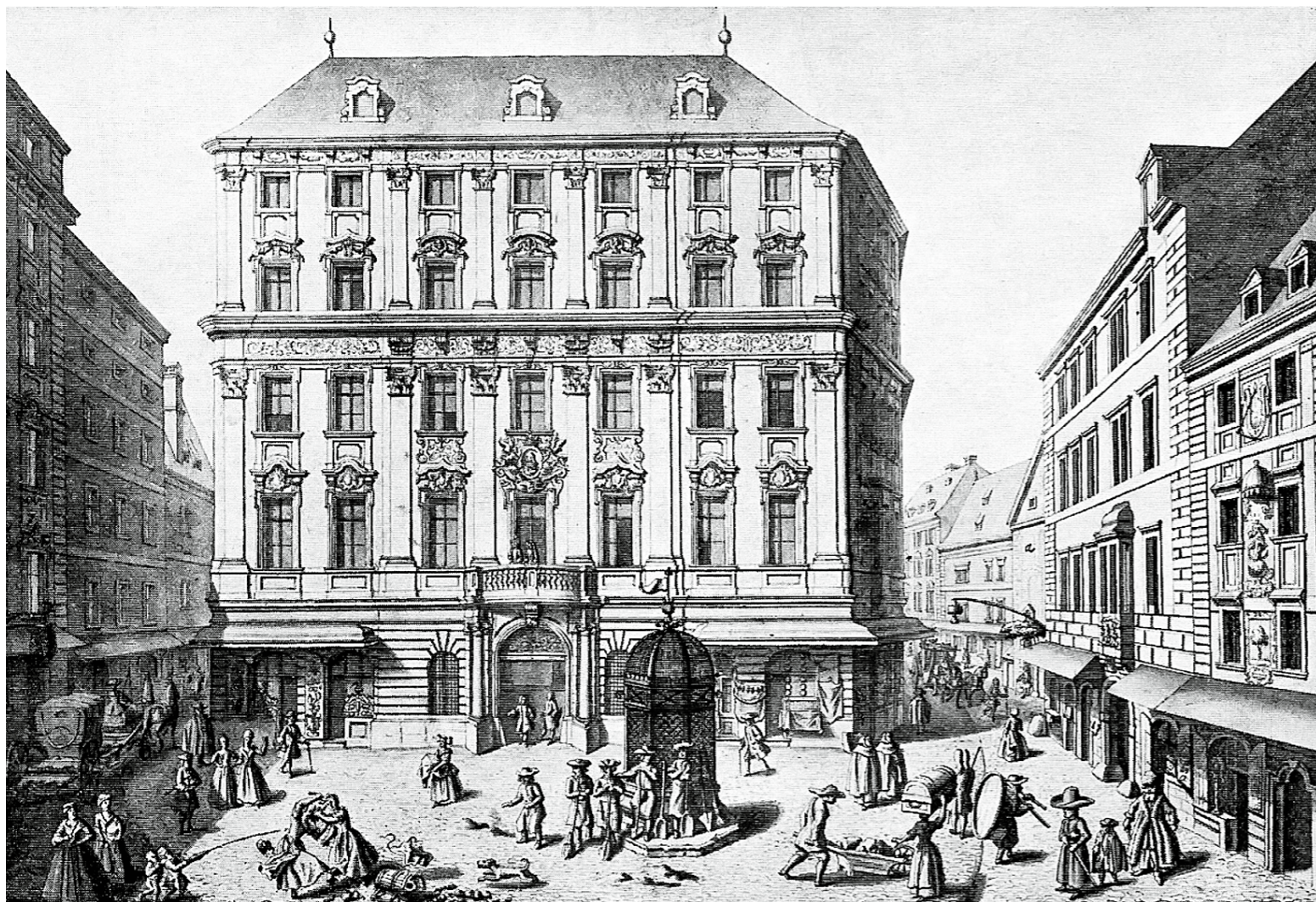
Die zweifellos gemütlichste, mit Gewissheit wohl auch die Wienerischste Art, nach Wiener Wasser zu suchen, über Wiener Wasser zu recherchieren, ist in einem Café zu sitzen und einen Kaffee zu genießen und den diesen naturgemäß begleitenden „ausgezogenen Apfelstrudel“ nach Großmutter Rezept mit einem Glas Wasser runterzuspülen. Begibt man sich in einen der pittoresk gelegenen Schanigärten eines der beiden Cafés an dem nicht gerade sporadisch besuchten Verkehrsknotenpunkt im Herzen der City, also konkret zwischen Tuchlauben, Kühfußgasse und Brandstätte, muss man sich nicht einmal vom Fleck bewegen, um die gefragte historische Wasserstelle zu besichtigen. Dort, wo man – wenn man kontemplativ-versonnen die Augen schließt, um sich im Promi-Celebrity-Status, den man mittels Anwesenheit an jenem Platz erstet, zu sonnen – abwechselnd die Hufe der vorbeiratternden Fiaker, die mit Metallplättchen beschlagenen College-Schuhe der eitel dahinstakenden Gecken und die aufgeregte zwischen Goldenem Dreieck und Agent Provocateur herumstöckelnden High Heels, hört, dort also befand sich der „Schöne Brunnen“, der echte, der erste, nicht jener vom Schönbrunner Schlosspark.

Im Jahr 1436 wurde der davor schon benutzte, erstmals 1310 urkundlich erwähnte, bis dato schmucklos-einfache Brunnen an der Tuchlauben neu eingefasst, mit Schmiedeeisengittern gesichert und komplett neu gestaltet. Bis zum Jahr 1753 befand er sich an diesem gut besuchten Platz. Vornehmlich diente er als Wasserstelle für die Bewohner und vor allem für die Tuchmacher, Schneider und Gerber, deren Zünfte sich hier befanden. An der Tuchlauben, lautet die historische Bezeichnung, nach den Tuchhändlern und Tuschneidern in dieser Gasse. Die Tuchmacher waren spezialisierte Weber, die feine gewalkte und geraute Wollgewebe, so die enzyklopädische Beschreibung, herstellten und zu den wohlhabendsten Gewerbetreibenden der Stadt gehörten. Der Terminus „Lauben“ leitet sich von den bogenförmigen Arkaden der Häuser ab, in denen die Tuchmacher ihre Ware verkauften. Ein Teil der Gasse wurde bereits 1293 als „Unter den Lauben“ erwähnt. Verschiedene Teilstücke hatten zahlreiche unterschiedliche Namen: „Spänglergasse“, „Unter den

Spenglern“, „Unter den Buchvelern“, „Unter den Sporen“, „Unter den Messerern“, „Unter den Sattlern“, „Beim Peilertor“ und, last but not least „Unter den Tuchlauben“. 1862 wurde für den gesamten Straßenzug der Name Tuchlauben amtlich festgelegt. Die heute zur Ortsangabe übliche Formulierung lautet: „auf den Tuchlauben“.

Und im Zentrum der Tuchlauben, zwischen Milchgasse, Graben und Brandstätte, befand sich ein Brunnen. Urkundlich erwähnt wurde dieser bereits im Jahre 1310. Dem Namen gemäß soll er ein besonders schöner Brunnen gewesen sein, entgegen jenem, der sich heute dort befindet. Aus dem Jahr 1725 stammt ein Kupferstich, gestaltet von Salomon Kleiner. Es zeigt das sogenannte „Schönbrunnerhaus“ mitsamt seinem ihm den Namen gebenden Brunnen. Optisch, von der Form her, erinnert der historische Brunnen eigentlich an eine (später entstandene) Litfaßsäule. Schmal, hoch, mit einer Kuppel, die von einer gusseisernen Rosette und einem Wimpel bekränzt wird. Der Zugang zur Seilwinde, um mit Kübeln Wasser aus der Tiefe zu fischen, ist durch Schmiedeeisengitter mit kleinen Fensterchen geschützt. Hübsch ist er, nein, wahrlich schön.

Warum er im Jahr 1753 abgetragen wurde, lässt sich heute nicht mehr eruieren. Wahrscheinlich – und da unterscheidet sich die damalige von der heutigen Zeit durch nichts –, um dem Verkehr Platz zu machen. Aber immerhin wurde an derselben Stelle, fast 150 Jahre später, wieder ein Brunnen errichtet. Allerdings ein ziemlich „schiacher“. Aber das ist eine andere Geschichte ...



1317 – FISCHERS FRITZE FISCHT FRISCHE FISCHER

Am Hohen Markt, Wien 1

Hand aufs Herz. Hätten Sie gewusst, dass es im Herzen der Wiener Innenstadt einen Fischteich gab? Eine Forellenzucht, um genauer zu sein. Nein? Kein Wunder, existiert dieser doch schon seit vielen Jahrhunderten nicht mehr. Nur etymologisch – und in Archiven – lässt sich dessen Bestehen heute noch eruieren.

„Fisch muaß schwimman“, argumentiert der echte wie auch der g’lernte Wiener, wenn er einen solchen verspeist, auf die Frage, warum er diesen mit möglichst viel Bier oder ein, zwei G’spritzten den Schlund hinunterspült. Fisch muss schwimmen? Aber wieso? Zunächst ist festzuhalten, dass Fisch in der traditionellen Wiener Küche nicht unbedingt Priorität hat. Im Gegenteil. Fisch gilt eher als Teil von Askese und Reduktion, als Symbol des Fastens. Da der Wiener aber gar nicht so gerne auf etwas verzichtet, sondern eher dem Genuss zugeneigt ist – was ja prinzipiell sehr sympathisch ist –, neigt man dann dazu, den Fisch, wenn man schon (aus religiösen, symbolischen Gründen) nicht auskommt, ihn zu verspeisen, ihn wenigstens so zuzubereiten, wie man es mag: getarnt als Schnitzerl – also in feiner, klassischer 1er-Panier „ausebäch’n“, garniert mit Erdäpfel-Vogel-Salat. Insofern kann man auch den traditionell am Aschermittwoch kredenzten Heringschmaus als Verweigerung interpretieren, denn viel fetter und opulenter kann man Fisch eigentlich gar nicht servieren.

„Forelle blau“ gehört eher zu den nicht allzu beliebten Gerichten. Vielleicht liegt darin begründet, dass der Fischteich – mit Forellenzucht – im ehemaligen Fischhof nicht von allzu langer Dauer war. Ob es am geringen Erfolg oder an der olfaktorischen Belästigung lag, dass der Fischteich, der Fischbrunnen und der Fischmarkt vom Marktplatz am Hohen Markt weichen mussten, ist nicht belegt. Dass aber alle drei genannten existierten und heute nicht mehr bestehen, ist ein Faktum. Aber wo und wann und wie war das? Nun, eines nach dem anderen. Langsam, damit das nicht den Bach hinunter geht ...

Erstmals Erwähnung findet der „Fischbrunnen“ am Hohen Markt in Urkunden des Katasteramtes der Stadt Wien im Jahr 1317. Die damals anstelle von Katastralnummern üblichen Hausschilder wie „Blauer Hecht“, „Roter Krebs“ oder „zum Fischbrunnen“ sind stumme Geschichtenerzähler jener Zeit. Beschrieben wird der Fischbrunnen als „Schöpfbrunnen mit einem großen Wasserbehältnis am Hohen Markt, der hauptsächlich den dort sitzenden Fischverkäufern diene und den Mittelpunkt des Fischmarktes“ bildete, der spätestens von 1282 bis ins Jahr 1753 zwischen den heutigen Häusern „Am Hof“ Nummer 5, 6, 7 und 8 abgehalten wurde. Davor wurde Fisch direkt am, respektive im „Fischhof“ abgehalten.

Der Brunnen, der erstmals 1317 erwähnt wurde, aber erst ab 1475 im Grundbuch aufschien, befand sich im Eigentum der Gemeinde Wien, wurde aus den Erträgen des Trögelamts erhalten und 1499 künstlerisch ausgestaltet: Beschrieben ist eine Marienstatue aus Stein mit Schild und Wappen von Jörg Wiltperger. Der Fischbrunnen war von einem Gebäude überwölbt, das erstmals 1491 urkundlich bezeugt wird: ein einstöckiges Häuschen mit einem platzseitig im Erdgeschoß durch Arkaden geöffneten Zubau. Ebenerdig befand sich der Brunnen, im Stock die Kanzlei des Trögelamts. Schon 1473 bestand eine gemauerte Einfriedung und fünf Linden, die den Fischmarkt vom übrigen Platz abtrennte. Nach der Brandkatastrophe von 1525 begann auf Anordnung Erzherzog Ferdinands 1526, zeitgleich mit der Neugestaltung des Brunnens, der Bau der Hernalser Wasserleitung, die 1565 fertiggestellt wurde. Er hieß 1681 „Schöpfbrunn auf dem Hohen Markt“.

Im Jahr 1710 wurde das alte Fischhaus abgerissen und durch ein dreistöckiges, allseits frei stehendes Gebäude ersetzt, dessen hübsche, in den Obergeschossen durch Pilaster gegliederte

Barockfassade uns bildlich überliefert ist. In diesem „Brunnhaus“ war auch eine Wachstube für die Tag- und Nachtwache untergebracht, die – 1531 erstmals erwähnt – bis 1773 bestand. Es gab sogar einen sogenannten „Statt Wien Fisch Prunknecht“. Nein, das war kein Verwandter von Knecht Ruprecht, sondern ein für Sauberkeit des Wassers zuständiger „Fischbrunnen-Knecht“. Sachen gibt's. Unglaublich, aber wahr!

Der Fischmarkt selbst aber wurde aufgrund einer Verordnung der niederösterreichischen Regierung vom 14. August 1753 zum Schanzel beim Fischertor verlegt. 1801 verkaufte die Gemeinde das nutzlos gewordene Fischbrunnenhaus an Andreas Freiherr von Fellner, der am Hof noch zwei weitere Häuser erwarb. Er ließ das Fischbrunnenhaus schließlich abreißen, weil er aus seinem Palais, das er sich am Hohen Markt bauen ließ (und später als Sina-Palais bekannt wurde), eine freie Aussicht haben wollte.

1327 – TOP-SECRET

Augustinerstraße 1, Wien 1



Viel versteckter, viel verborgener oder geheimnisvoller als der nun folgende Brunnen ist kaum einer. Er ist auch in keinem, ja, wirklich keinem einzigen Verzeichnis zu finden, wird in keinem historischen Archiv genannt, in keiner Anthologie, keinem Zensus. Zugänglich ist der Ort, an dem er sich befindet, auch kaum jemandem – als Hort des Schweigens, der Einkehr gilt seine Verortung, trotzdem er sich im Herzen der Stadt, inmitten des ersten Bezirks befindet, direkt im Epizentrum der Macht. Grund dafür ist der Umstand, dass der runde, eingefriedete Brunnen mit den schönen Eisenverstreben im Innenhof eines Klosters steht, genauer gesagt im Kreuzgang des erkonvents. Aus welchem Jahrhundert er stammt, war – aufgrund fehlender Aufzeichnungen über seine Provenienz – leider nicht zu eruieren. Gut möglich, dass sein Bestehen bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht, immerhin spendete im Jahr 1327 Friedrich der Schöne dem Augustiner-Eremiten-Orden Geld für den Bau einer Kirche mit Kloster. Zwischen 1330 und 1339 errichtet, wurde der Gebäudekomplex im Lauf der Jahrzehnte in die Hofburg integriert, genauer gesagt inkorporiert, und mutierte im Jahr 1634 zur „kaiserlichen Hofpfarrkirche“. In diese Periode fällt auch eine partielle Barockisierung des originär gotisch-romanischen Baukunstwerks. Die Gestaltung der fein ziselierten Metallkonstruktion über dem steinernen Brunnenbecken legt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass es, wie es sich heute präsentiert, zwischen Renaissance und Rokoko entstanden ist. Zugänglich ist der Brunnen leider nicht. Top-Secret – verborgen vor den Augen der Öffentlichkeit. Umgeben von sakraler Aura. Von seiner Existenz erfahren habe ich rein zufällig bei der Lektüre eines Buches über die Wiener Hofburg, auf einem Foto von Maitre Lois Lammerhuber. Merci!

1339 – IM KELLER

Sonnenfelsgasse 3, Wien 1

Voll Ehrfurcht betritt man das archaische Gemäuer. Wie aus der Zeit gefallen wirken die steinernen, kargen, in die Tiefe führenden Gewölbe. Stumme Zeugen. „Köllerstiagn, Köllerstiagn ...“, hallt es düster durch Katakomben-artige Gewölbe ohne Verputz. „Unta dar Ead“ intonierten die „Strottern“ – benannt nach der heute ausgestorbenen Berufssparte, die einst aus dem aus der Kanalisation geschöpften Fett Wachs und Seife fertigten – ihres Zeichens heute Vertreter, Bewahrer und Erneuerer des

Wienerlieds, mit dem Brustton der Überzeugung. Bewahrer der vom Aussterben bedrohten Moritat wie sie werden in Zeiten dekretierter Meinung ja leider immer rarer. Keller waren in der Geschichte des Landes immer und immer wieder Ort grausamer Verwerfungen. Nun wollen wir die gesellschaftskulturell zwar interessanten, menschlichen Abgründe zwar nicht mit dem Mantel des Schweigens bedecken, aber zur Seite schieben – und im Gegensatz dazu vor den Vorhang holen, was (abgesehen von Wein) in der Historie der Menschheit Positives im Souterrain, also im Keller gereift ist. Wie zum Beispiel das frühe Christentum. Wo?

Die Geschichte des in der Sonnenfelsgasse befindlichen Elloischen Hauses geht zurück bis anno domini 1100. Drei Kellergeschoße in bis zu 18 Meter Tiefe behüten heute Denkmäler der Geschichte. Die Ursprünge des Bauwerks gehen bis in die Romanik und Gotik zurück. Urkundlich erwähnt wurde es 1339 als im Besitz von „Diemuth, der Witwe von Chunrath, des alten Hansgrafens“. Das Mauerwerk eines erwähnenswerten Brunnenkellers, mit seinen für die vornehmen Bauten der Romanik charakteristischen Steinquadern, stammt aus den Jahren um 1100. Zwischen 1716 und 1721 wurde von Baumeister Lucas von Hildebrandt die bis heute erhaltene Barockfassade gestaltet, eine der schönsten in Wien, die dem Bauwerk den Namen „Hildebrandt-Haus“ verschaffte. Seit dem Jahr 1952 beherbergt das unter Denkmalschutz stehende Gebäude den „Zwölf-Apostelkeller“. Für uns als Fährtenleser des Lebenselixiers Wasser historisch relevant ist vor allem der Brunnenkeller mit der einzig noch komplett erhaltenen gotischen Brunnenstube Wiens. Zwölf Apostel zieren die Wände zwischen den gemütlichen Heurigenbankeln. Assoziativ erinnere ich mich der tiefen, von frühchristlichen Wandmalereien und Fresken gesäumten Brunnenschächte im apulischen Matera. Über diese Analogie erschließt sich eine sakrale Aura. Aber in einer Zeit der Unfassbarkeit einer kollektiven Selbstaufgabe, des repetitiven Skandierens vorgekauter und abgeschmackter angeblicher Wahrheiten mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit, in einer Dekade, in der Menschen bei Verbalinjurien ungeniert auch auf offener Bühne lieber Fäuste als Worte sprechen lassen, in denen man kollektiv – aus der Ära der dekretierten Soziopathie herausgeboren – verbindlich-freundliches Händeschütteln gegen die Ghettofaust eingetauscht hat, in der man entgegen Lehren der Geschichte der Rüstungsindustrie rote Teppiche und Milliarden vor die Füße, sich selbst martialisch in den Staub schmeißt, in einer Zeit, in der Gesetze beschlossen und sogleich vor deren Exekution desavouiert und sinnentleert ad acta gelegt werden, ist es nur würdig und recht, einen Ganzjahreskarneval auszurufen. Die allseits epidemisch grassierende Euphorie, zu den Waffen zu greifen, macht einen rat- und sprachlos. Erschüttert ob der Unfassbarkeit des Geschehenden verstummen auch weitgehend die Proponenten der internationalen Friedensbewegung. Ob die Agonie und Lethargie in den Wunden der Soziopathie zu suchen sind, entstanden während der Zeit, als man ein freundlich verbindliches Händeschütteln gegen die Ghettofaust getauscht hat? Fest steht jedenfalls: Wären mehr Frauen an der Macht, hätte man einander schon lange die Hände gereicht. Pazifisten, nicht Populisten aller Länder vereinigt euch: die Waffen nieder! Wahrscheinlich befindet sich hier der älteste private, heute noch erhaltene Brunnen der Stadt! Weiß Gott wie fesch und beeindruckend ist er nicht. Aber das muss er nicht sein. Besser als beispielsweise „La Fontaine des Quatre Canons“ in Korsikas Adlerhorst Corte zu Ehren von Napoleon Bonaparte – mit Kanonenkugeln und Pyramiden. Zeit innezuhalten. Oder soll man sagen „Vergelts Gott!“





1739 – DONNERWETTER!

Neuer Markt, Wien 1

Dass ein Brunnen mit seiner offenherzigen Darstellung nackter Jünglinge und entblößter, in der Blüte ihres Lebens stehenden Frauen heute den Neuen Markt – oben in einem fünf Jahrzehnte nach skizzierter Visualisierung verwirklichter visionären, autofreien Entwurf des Architekten Artur Paul Duniecki aus dem Jahr 1971 – zieren darf, ist ein kleines Wunder. Vor allem jener Jüngling, der sich komplett nackt mit einem Dreizack in Händen in sinnlicher Virilität den Fischen im Bassin zuwendet, das barbusige frühreif-juvenile Mädchen in der Mitte und die schon reife, aber in der Blüte ihrer reifen Pracht strafft, erregt, wohlgeformt und äußerst gut ausgestattete Dame in einer wohl frühen Version eines „Wet-T-Shirt-Contest“ waren Anlass, dass der prachtvolle Brunnen wegen Unsittlichkeit, „öffentlicher Erregung“ respektive „Erregung öffentlichen Ärgernisses“, gemäß dem Urteil der sogenannten „Keuschheitskommission“ unter der Ägide der (zumindest offiziell) sittenstrengen Kaiserin Maria Theresia bald abgetragen wurde. Ein frühes Beispiel bigotter Prüderie, wie wir sie von heute kennen – au contraire zum promiskuitiven Alltagstreiben. 1770 jedenfalls wurden die als unsittlich inkriminierten Skulpturen vom Platz verbannt und sollten eingeschmolzen werden. Nur dem Kunstverständnis und der Insubordination des damit beauftragten Beamten ist es zu verdanken, dass die Figuren erhalten geblieben sind. Er weigerte sich, ja er veranlasste sogar die Restaurierung der Skulpturen und erwirkte, dass sie drei Jahrzehnte später, anno 1801, wieder am Brunnen ihren Platz fanden. Grandios! Und, angesichts der Pracht und Herrlichkeit, kann man nur sagen: „Vergelt's Gott!“

Aber Hand aufs Herz. Wissen Sie, warum der „Donnerbrunnen“, der zentral in der Wiener Innenstadt im Zentrum des Neuen Marktes steht, eigentlich „Donnerbrunnen“ heißt? Nein? Keine Sorge, Sie befinden sich in guter Gesellschaft. Die meisten Menschen, vor allem die Wienerinnen und Wiener, sind der Meinung, dass der „Donnerbrunnen“ am Neuen Markt wegen des im Namen implizierten Wetterspektakels so heißt. Stimmt's? Wenn man ehrlich ist, folgt nun ein Nicken. Innerlich, und ganz leise. Richtig aber ist, dass der Donnerbrunnen gar nichts mit Wind und Wetter, mit Blitz und Donner zu tun hat, auch nicht mit Regen und grollenden Wolkenmeeren. Auch das sprichwörtliche Donnerwetter, wenn Blitz und Donner angesichts der von Lust und Laster geblendeten Augen und

unkeuschen Gedanken wegen Laszivität und Gotteslästerung einschlagen, hat keine Relevanz bezüglich der Nomenklatur. Des Rätsels Lösung ist ganz einfach. Nein, der Name leitet sich vom Namen des Künstlers ab, der diesen Brunnen gestaltet hat. 1737 beschloss der Wiener Magistrat die Neugestaltung des Mehlmarktes, wie der Neue Markt damals als Hauptumschlagplatz von Mehl und Getreide hieß. Den Zuschlag des damals öffentlich ausgeschriebenen Wettbewerbs zur Gestaltung eines Brunnenensembles bekam überraschend der damals erst 24 Jahre alte Wiener Bildhauer Georg Raphael Donner. Noch etwas gemäß unserem Bildungsauftrag: Den meisten Menschen ist wahrscheinlich auch gar nicht bewusst, dass der Donnerbrunnen, der eigentlich den Namen „Providentia-Brunnen“ trägt, eine Hommage an einen Fluss darstellt, nämlich an die Donau. Entgegen den üblichen Usancen, mit Denkmälern, Statuen und Brunnen den Herrschern zu huldigen, wurde der Brunnen bewusst der die Stadt mit Wasser versorgenden Lebensader gewidmet. Diese Widmung schlägt sich sogar in einigen sehr schönen, subtilen Details nieder. Im Zentrum des breiten aus Mauthausener Marmor gefertigten Beckens ruht auf einem kannelierten Säulenstumpf eine mehr als drei Meter hohe Frauenfigur „Providentia“ heißt sie, die holde Maid. Erhaben thront sie in der Mitte des Platzes. Eine ihrer prallen Brüste ist komplett entblößt, die zweite nur notdürftig von einer Tunika bedeckt, lässt aber keine Fragen offen. In Händen hält sie eine Wasserschlange, das Symbol der Versuchung. Die Allegorie der „Providentia“ entstammt etymologisch dem Lateinischen und bedeutet „Vorsehung“ beziehungsweise „Fürsorge, Vorsorge“. Die allegorische Frauenfigur symbolisiert somit die „Sorge der Herrschenden um das Wohlergehen ihrer Untertanen.“ Ein Indiz dafür ist auch das „Hinwenden“ des Kopfes in Richtung Kapuzinergruft – der letzten Ruhestätte der Habsburger. Der in Händen gehaltene Januskopf und die Wasserschlange symbolisieren Weisheit und Klugheit, Letztere ist zudem auch Symbol der Versuchung. Den Sockel mit der weiblichen Figur umgeben vier kleine Putti, die jeweils wasserspeiende Fische im Arm halten. Und diese vier Fische – ein Hecht, ein Karpfen, ein Wels und ein Hausen (alias Lachs) – symbolisieren den Donaustrom, da diese vier Fischarten in der Donau leben. Die Fische sind einerseits Nahrungsquelle und als Wasserspeier spenden sie symbolisch das notwendige und lebenswichtige Element.

Allegorien sind auch die vier menschlichen Brunnenfiguren, die lasziv am Beckenrand liegen. Sie repräsentieren die vier Flüsse, die in die Donau münden: March, Traun, Ybbs und Enns. Hymnus an die Donau, als Hauptverkehrs- und Lebensader der Donaumonarchie. Die reife weibliche Flussgöttin mit Muschel und Kübel stellt die March, die androgyn-juvenile Quellnymphe die Ybbs dar, der greise Fährmann mit Ruder soll die Enns personifizieren, und der fischende Jüngling mit dem – Pardon, Mesdames, Messieurs – fantastischen Knackarsch symbolisiert die lebhaftige Traun. Ein interessantes Detail liegt noch in der Fama, warum die Jünglinge ihre Köpfe vom Herrnhuterhaus abwenden und dafür lasziv und aufreizend ihre knackigen, zum Reinbeißen verleitenden – als wären es frische Apfelspalten – Hinterteile präsentieren: „Verschmähte Liebe der Angehimmelten“, die eben dort residierte und fortan immer an das erinnert wurde, was sie ausgeschlagen hatte. „Oft hast a Pech ...“

Zwar hat der Name nichts mit den Lauten der Himmelsentladungen zu tun, dennoch führte der innerhalb von nur zwei Jahren vollendete und 1739 feierlich eröffnete und geweihte Donnerbrunnen bald zu einem Donnerwetter. Wie gesagt: Vor allem der Jüngling, der sich mit dem Dreizack viril und sinnlich den Fischen im Bassin zuwendet, sowie die barbusige Providentia und die reife Dame in der frühreifen Version eines heute gern gesehenen und meist gut besuchten „Wet-T-Shirt-Contests“ waren Anlass, dass dieses grandiose Ensemble wegen „öffentlicher Erregung“ und Unsittlichkeit von selbst ernannten, bigotten Sittenwächtern abgetragen wurde. 1770 wurden die inkriminierten, zweifellos anmutigen Skulpturen vom Platz verbannt und in das Materialdepot des Bürgerlichen Zeughauses gebracht, wo sie dem Bildhauer Johann Martin Fischer zum Einschmelzen übergeben wurden. Nur dessen Kunstverständnis ist es zu verdanken, dass die Figuren erhalten sind. Er weigerte sich, veranlasste stattdessen die Restaurierung der Skulpturen und erwirkte sogar, dass sie drei Jahrzehnte später, anno 1801, wieder am Brunnen ihren Platz fanden. Heute zieren Bronze-Kopien der original von

Georg Raphael Donner und Johann Nikolaus Moll aus einer Blei-Zinn-Legierung gegossenen Figuren den Neuen Markt, da das weiche Blei stark unter der Witterung litt. 1873 wurden originalgetreue Kopien angefertigt und der Brunnen, der bis dahin aus Wienfluss und Alserbach gespeist worden war, an die Erste Wiener Hochquellwasserleitung angeschlossen. Die originalen Skulpturen aus dem Jahr 1739 befinden sich derzeit (noch) im Schloss Belvedere. Geplant aber ist, dass sie das Herzstück einer Etage des neuen, derzeit in Bau befindlichen „Wien Museum“ am Karlsplatz darstellen sollen. Welch für ein Exponat. Das Direktoren-Duo Matti Bunzl und Christina Schwarz weiß allein aufgrund der eigens dafür erforderlichen Statik ein Lied zu singen. Bei aller Mühsal steht zweifelsfrei fest, dass allein die Geschichte des Objekts und die wüste Dichotomie von „Pracht und Herrlichkeit“ und „Prüderie und Bigotterie“ ein mehr als repräsentatives Exempel für die Beschaffenheit des „goldenen Wiener Herzens“ darstellt. Na oisdann!

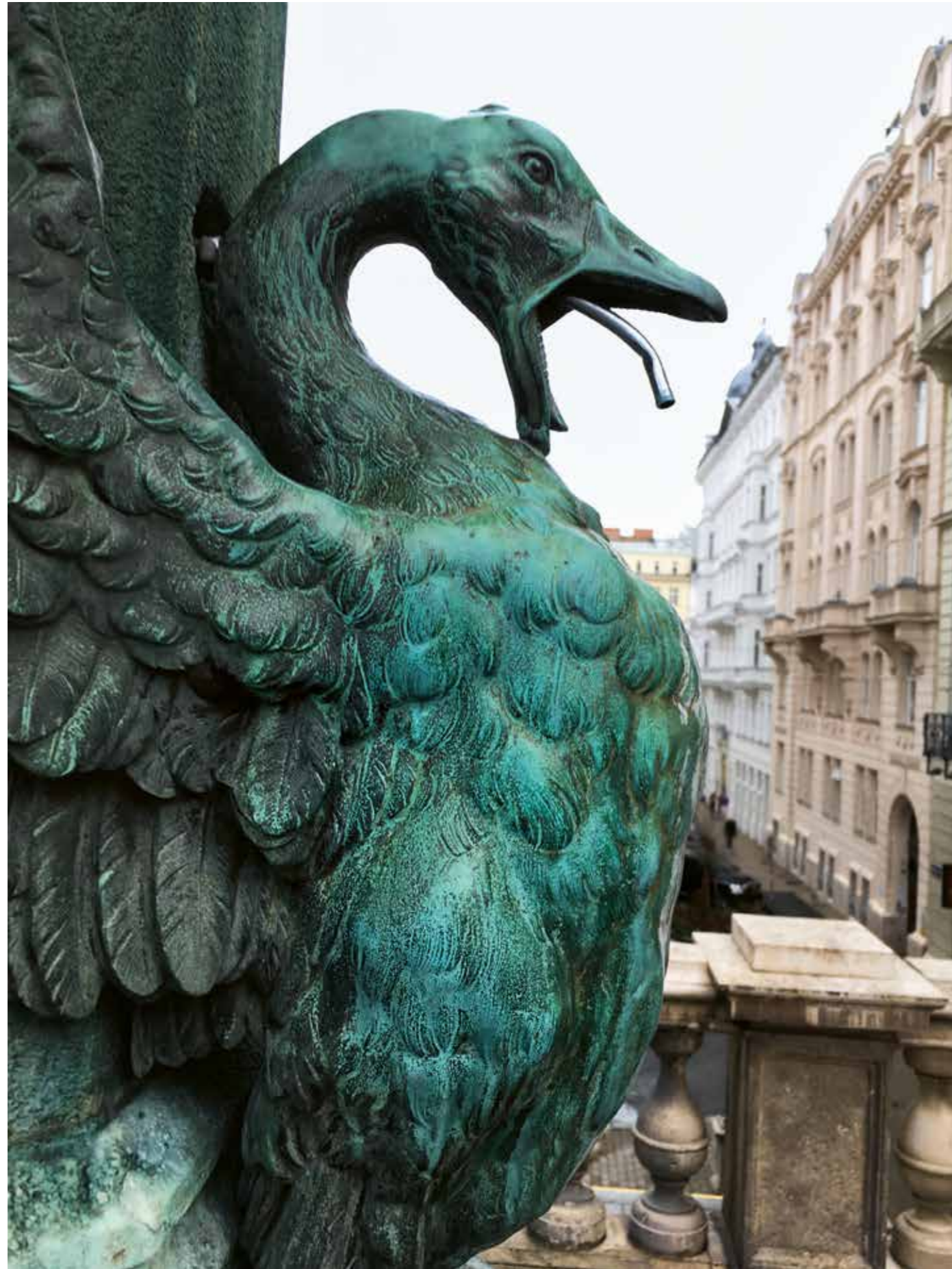
1741 – DAS HAUPT DER MEDUSA IM RUCKSACK

Wipplingerstraße 8, Wien 1

Donnerwetter, schön wieder so eine wilde Raubersg'schicht aus der griechischen Mythologie. Es begann damit, dass Perseus, nach seinem Kampf mit den Gorgonen, sich eigentlich gerade am Weg nach Hause befand. Im Gepäck hatte er noch das abgeschlagene Haupt der Medusa. Da erblickte er, an einen Felsen gekettet, ein wunderschönes Mädchen. Es war Andromeda. Sie sollte nämlich einem Meeresungeheuer geopfert werden, weil ihre eitle Mutter Kassiopiea sich gerühmt hatte, schöner zu sein als die Nereiden. Diese hatten sich daraufhin ihrerseits nun bei Poseidon beschwert, welcher Kassiopiea zur Strafe ein Meeresungeheuer schickte, das ganz Äthiopien verwüstete. Es hieß, so die Seher und Hohepriester des Landes, dass nur der Tod ihrer Tochter Andromeda das Land retten könnte. So wurde sie an einen Felsen geschmiedet und damit ungehindert dem Ungeheuer zum Fraß ausgeliefert. Zum Glück konnte Perseus in letzter Minute im Kampf den Drachen besiegen und Andromeda befreien. Die beiden wurden ein glückliches Paar und bekamen viele Kinder. Und wenn sie nicht gestorben wären, so würden sie noch weiter im Alten Rathaus in der Wiener Wipplingerstraße hausen. Dort befindet sich nämlich ein Brunnen mit einem Relief, das jene Szene festhält, in der das Monster gerade nach der schönen nackten Andromeda schnappt.

Gestaltet wurde der Brunnen von Georg Raphael Donner – ja das ist auch der Schöpfer des grandiosen, als „Donnerbrunnen“ bekannten „Providentia-Brunnens“ am Neuen Markt – im Jahre 1741. Das in eine Wandnische wie ein Bogenfenster integrierte Hochrelief aus gegossenem Blei mit einem Becken aus Wöllersdorfer Stein war einst ein Auftragswerk der Stadtverwaltung. Rechts und links des Reliefs tragen Atlantenpfeiler mit typisch barocken Putti, welche die Kardinaltugenden repräsentieren sollen, einen darüberliegenden Balkon, von dem aus der Stadtrat seine Verordnungen, Postulate und Dekrete verkündete. Denn zu jener Zeit, als der Brunnen entstand, beherbergte das heute als Sitz der Bezirksvorstehung der Inneren Stadt genutzte Haus in der Wipplingerstraße das Rathaus der Residenzhauptstadt. Zu Hilfe eilen sollte auch heute bald jemand der im Innenhof des Alten Rathauses darbenenden Andromeda. Ob Perseus rechtzeitig antrabt, um das grandiose spätbarocke Ensemble vor Korrosion und Verfall zu retten? Der engagierte Chronist des In-Vergessenheit-Geratenden und publizistische Flaneur Wolfgang Freitag hat im Herbst 2020 bereits in seiner Kolumne in der Presse eindringlich auf die Schäden und die Notwendigkeit akuter Restaurierung hingewiesen. Stichwort Weltkulturerbe. Zu hoffen ist, dass Bezirkskaiser Markus Figl in Abwandlung eines legendären Zitates seines Großvaters, Staatsvertragsarchitekt Leopold Figl, dann doch einmal feststellen möge „Gott schütze unsere Andromeda!“. Blasphemie? Darauf folgen Blitz und Donner!





1866 – DANKE, GANS LIEB

Rahlstiege, Wien 7

Brav schaut sie aus. Brav, lieb. Sehr brav und sehr lieb. „Danke, Gans lieb“, könnte man ein Zitat aus Josef Haders All-Time-Klassiker „Indien“ verballhornend meinen. Ganze Generationen haben bei ihr, unter ihr, auf ihr schon campiert, befand sich doch direkt bei der Rahlstiege jahrzehntlang jenes Amt, in dem sich am Beginn jedes Semesters, oder zumindest zu Beginn jedes Schuljahres, alle Wiener Schüler, ja wirklich alle Wiener Schüler, ihre „Freifahrausweise“ abholen mussten. Die Schlangen, die sich, vorbei an zuvor nicht genanntem und eher unbeachtetem „Gänsemädchen“, über beide Stiegenabgänge Richtung Rahlgasse zwängten, waren legendär. Das Amtsgebäude selbst entsprach zu 100 Prozent dem Mief der Nachkriegszeit. Grau, ungepflegt, düster. Resopal brutal, gepaart mit Beamtenforelle und Ärmelschonermentalität. Es war die Zeit, in der man Kinder und Jugendliche noch mit Missachtung belegte, sie bei jeder Gelegenheit schimpfte, mit „g’sunden Watschen“ bedachte und in Schranken wies, „Hände falten, Goschen halten“, um aus ihnen „sinnvolle, rechtschaffene, arbeitsame und ordentliche Staatsbürger und pünktliche Steuerzahler“ zu machen. Gemäß dem Motto „Wie’s is’, is’, weils immer schon so woa!“. Der Bravheit der Brunnenfigur zum Trotz war es derselbe Platz, an dem in Wien die ersten Punks auftauchten, sich die Haare grün färbten, Irokesen imitierten, Spritzen verherrlichten und die Revolution ausriefen. Bei der Rahlstiege lagerten die ersten geistigen Verwandten der Sex Pistols, später übersiedelten sie zur Stadtbahnstation Pilgramgasse und dann, als die U-Bahn fertig wurde, in die Eingeweide der U-Bahn-Station Karlsplatz. Dort kam es auch zur Verwandtschaft des Berliner Bahnhof Zoo, wenn Sie wissen, was ich meine?! Falcos „Ganz Wien“ folgte der Fährte des weißen Marschierpulvers kolumbianischer Provenienz und Äonen von „mother’s little helpers for willing sinners, hunting high and low ...“ Hoch wie nie! Und drah di net um, der Kommissar geht um. Nun, die Punks sind heute Geschichte genauso wie Mods, Popper und Hip-Hopper, und im Zuge der langsamen Digitalisierung verlagerten sich auch die Amtsgeschäfte der Wiener Verkehrsbetriebe und so wurde das kleine Gänsemädchen wieder in Ruhe gelassen. Heute steht die Gänseliesl mit dem schnatternden Federvieh ganz brav vor dem Brückengeländer und bewacht das rege Treiben auf der Mariahilferstraße – den Blick auf das von Pferdeköpfen bewachte Entrée des MQ und auf den Platz der Menschenrechte gerichtet, der sich vis-à-vis befindet

Wobei man bedenken muss, dass die kontemplative Ruhe, die das „süße Wiener Mädl“ heute genießt, eigentlich nicht ihrem Wesen und ihrer Herkunft entspricht, ja eher sogar unnatürlich erscheint, betrachtet man ihre Genese. Das Licht der Welt erblickte das Gänsemädchen mitsamt ihres Brunnens nämlich vor langer, langer Zeit, im Jahr 1866. Erschaffen wurde die Skulptur, bestehend aus einer Bronzestatuette mit doppelseitigem Marmorbecken auf einem Marmormonolith, von Bildhauer Anton Paul Wagner. Ursprünglich befand sich der „Gänsemädchenbrunnen“ sinnigerweise am damaligen Geflügelmarkt auf der Brandstätte. Passend also. Als jedoch der Markt dort seine Verortung verlor, migrierte der Brunnen vor die Mariahilfer Kirche. Reges Treiben also war das Gänsemädchen mit seinem Federvieh von Anfang an gewohnt. Seit 1886 befindet er sich am Beginn der nach dem Maler selben Namens genannten Rahlstiege. Als feierlich kann man getrost die Positionierung apostrophieren. Immerhin ist der Blick über das „Tal“, das die Rahlgasse landschaftlich darstellt, imposant. Grandios die Perspektive aneinandergereihter Gründerzeitimmobilien. Gustav Klimt und Emilie Flöge flanierten täglich hier vorbei, die Prominenz des Adels und des Bürgertums sowieso. Aus der benachbarten Casa Piccola, im Fin de Siècle ein legendäres Café, wurde ein Schuhgeschäft, aus dem Salon ein Hamam. Und am Fuß der Rahlstiege steht ein unfreiwillig ironisch-komisches Kunstwerk: Franz Wests Skulptur „Gerngross“, eine Kettenbrücke von aufeinandergeschichteten Hinkelsteinen ... na ja, wenn man’s mag ...



1868 – WHAT’S YOUR NAME?

Opernring, Wien 1

„Es war sehr schön, es hat uns sehr gefreut“, war der Stehsatz Kaiser Franz Josephs, nachdem eine unvorsichtige Aussage seinerseits über sein Unbehagen, oder sollte man sagen sein Missfallen, bezüglich der Gestaltung der Neuen Wiener Oper zum Selbstmord eines der Verantwortlichen geführt hatte. Ob sich die Skepsis auch auf die synchron an den Flanken des Opernhauses befindlichen Brunnenanlagen bezog, ist zwar nicht überliefert, aber doch höchst unwahrscheinlich, sind die beiden Brunnen doch von klassischer Eleganz. Die nach einem Entwurf von August Sicard von Sicardsburg und Eduard van der Nüll von Bildhauer Hanns Gasser gestalteten zwei Springbrunnen gleichen Aufbaus mit je vier weiblichen Figuren flankieren immerhin seit 1868 den an der Ringstraße situierten Haupteingang der Staatsoper in Wien. Die Marmorfiguren des an der Kärntner Straße gelegenen Brunnens aus Wöllersdorfer Stein stellen die Loreley, die Liebe, die Trauer und die Rache dar. Jene am Brunnen, der an der Seite zur Operngasse liegt, symbolisieren die Tonkunst, Freude, Ernst und den Leichtsinn. Wenn Sie aber genau wissen wollen, welche Figur nun welche Allegorie darstellen soll, kann es leicht passieren, dass Sie auf die immerwährende und legitime Frage nach der wahren Identität – à la Hellers „Sag mir endlich, wer Du bist?“ – eine schnoddrig-saloppe Antwort im Stile Falcos bekommen, der da einst in einem seiner Songs leicht zynisch blasiert intonierte: „Well, what’s your name? / I nehm zwatousand / keusch das Dirndl sagt ...“ Also fragen Sie die holden Maiden doch bitte lieber selber, wer nun wirklich und wahrhaftig wer ist ...

1869 – DER GÖTTLICHE DANUBIUS & SEINE LIEBREIZENDE GEMAHLIN VINDOBONA

Albertinaplatz, Wien 1

Kaiser Franz Joseph I. ist es – einmal mehr – zu verdanken, dass man auf dem Weg zur Albertina geblendet wird von einem Monument außerordentlicher Pracht und Herrlichkeit, Kunstfertigkeit und Schönheit. Kaiser Franz Joseph, der (zu Unrecht) oft als Zauderer, Verhinderer und puristischer Traditionalist dargestellt wird, war in Wahrheit einer der großen Visionäre – gesellschaftlich, politisch, aber auch für die künstlerische und architektonische Entwicklung. Die Metamorphose Wiens von einer mittelalterlich beengten Stadt zu einer großzügigen, von Boulevards und Prachtstraßen durchkämmten Metropole internationalen Rangs ist letztendlich ihm zu verdanken. Allein die Entscheidung, die alten Stadtmauern schleifen zu lassen und an ihrer Stelle einen ringförmigen Prachtboulevard – die Ringstraße – mit Palais, Museen, Theatern, der Oper, der Universität, Rathaus, Parlament und Herrenhäusern planen und bauen zu lassen, ist von immenser Bedeutung für das kulturelle Erbe, von dem wir Österreicher bis heute profitieren. Und an dem wir uns erfreuen können. Ein besonderes Beispiel für eine – trotz aller opulenten Herrlichkeit – auch auf die Geisteswelt des Abendlandes ausgerichtete Architektur und Kunst ist der zwischen Hofburg, Oper, Kärntnerstraße, Burggarten und Hotel Sacher vor der Albertina befindliche „Danubiusbrunnen“. Zugleich ist er eine demütige Verneigung vor der allmächtigen Kraft und Gewalt der Natur. Das offiziell – weil am Fuße der Albrechtsrampe situiert – „Albrechtsbrunnen“ genannte, im Volksmund aber nur unter „Danubiusbrunnen“ bekannte Ensemble wurde von Kaiser Franz Joseph zu Ehren des Flussgottes Danubius und sämtlicher Flüsse der Monarchie in Auftrag gegeben. Es sollte dem heiligen Wassergeist der Donau, Danubius, und seiner Adlaten zu Ehren errichtet werden. „Sein Wille geschehe“, war man überzeugt. Und so wurde das imposante Brunnenensemble, das heute den Albertinaplatz





ziert, erschaffen. Architekt Moritz von Löhr und Bildhauer Johann Meixner schufen 1869 aus Carrara-Marmor, Mauthausener Granit und Kreidekalk aus Aviano das Monument zu Ehren der kaiserlichen und königlichen Flüsse der Monarchie.

Im Zentrum, bewacht von der auf der Rampe zu Pferd dargestellten Figur Erzherzog Albrechts, thront Danubius mit seiner Gemahlin Vindobona. Unter dem geschwungenen Brunnenbecken kauern drei Flussgottgiganten, die als Atlanten das Becken mit den beiden überlebensgroßen Figuren des Gottes Danubius und der Vindobona tragen. Der Mann symbolisiert den Donaustrom, sie die Stadt Wien. Der grimmige Blick des muskelbepackten nackten Danubius erinnert an die schrecklichen Zeiten von Hochwasser und Eisstößen. Wie litten die Wiener oft unter den Naturgewalten. Die Donau zeigt aber auch eine andere Seite: Zärtlich und sanft legt Danubius die starke Hand um die Schulter der angetrauten Vindobona. In einer Hand hält sie den Schlüssel der Stadt, in der anderen einen Myrtenkranz. Ein Putto mit Delfin sitzt zu Füßen der beiden. Rechts und links der Hauptnische sind entlang der Mauer der Rampe weitere Flussgötter aus dem Machtbereich der Habsburgermonarchie in Nischen beheimatet. Von links nach rechts gehend begegnete man ursprünglich Drau, Mur, Salzach, March, Save, Donau mit Vindobona, Theiss, Raab, Enns, Traun und Inn. Nahezu kindlich sind die Figuren von Mur, Salzach, March, Enns, Traun und Raab in ihren Tuniken angelegt, sinnlich und stolz hingegen die Save, reif und erhaben die Theiss. Alle sind sie dem majestätischen Danubius und seiner aristokratisch sinnierenden Gemahlin Vindobona nachgeordnet – und sind ihnen untertan. Abgesehen von Danubius ist nur eine Figur männlich dargestellt: der Inn.

Im März 1945, in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs, wurde das Ensemble stark beschädigt. Einige Skulpturen wurden komplett zerstört, die Anlage auf drei Nischen reduziert. Erst 1985 wurde ein Teil der Figuren renoviert und auf den Albertinaplatz zurückgeführt. Dort, wo einst der Inn stand, führt heute eine Rolltreppe zur Albertina hinauf. Beschützt von einem imposanten Flügel aus Stahl – dem nach dem Spender benannten „Soravia-Wing“. Die Allegorien der beiden größten Flüsse nach der Donau sind heute ziemlich versteckt im nahen Burggarten zu finden. Beim Durchgang zur Hofburg stehen der kräftige Inn, begleitet von einer Gams, und die hocheerotische Drau mit einem zahmen Adler Spalier. Unverändert im Zentrum der Anlage aber stehen – wohl zu Recht – als Synonym eines geistigen, politischen und musischen Epizentrums des Landes: Danubius und Vindobona, in Einheit und Frieden.

P.S.: Ein groteskes Detail: Wie erwähnt waren einige Figuren so zerstört, dass sie entfernt und die Nischen vermauert wurden. Die March war verschollen, diverse Skulpturen gelangten an andere Orte. Es klingt grotesk, ist aber die Wahrheit und nichts als die Wahrheit: Lange Jahre waren die Skulpturen des Danubiusbrunnens in Wieselburg zu Hause. Nach dem Zweiten Weltkrieg war, wie berichtet, das Ensemble schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, einige Figuren beschädigt, Teile waren von Bomben zerstört und die Rampe war äußerst baufällig geworden. So waren die Figuren in ein Depot gewandert – und weil man nicht wusste, ob man das Geld zur Restaurierung je aufbringen würde können, verkaufte man die meisten Figuren für einen Bettel nach Wieselburg. Dort stehen die Skulpturen auch heute noch in einem Park. Allerdings sind das heute nur mehr originalgetreue Repliken, denn als man nach Jahrzehnten die Restaurierung der Albertinarampe inklusive der Figuren in Angriff nahm, kam man drauf, dass die historisch wertvollen Originalskulpturen verscherbelt worden waren. Also kaufte die Stadt Wien die Originale für eine sehr, sehr hohe Summe zurück, ließ von ihnen Kopien anfertigen und diese dann nach Wieselburg chauffieren. Auch wenn das nach einer Herzmanovsky-Orlando'schen Scharade aus „Kakanien“ klingt: Die Chose ist derart kurios, dass man sie gar nicht erfinden könnte – es ist tatsächlich so passiert.

2003 – MITTEN IN DER STADT & DOCH AM LAND

Kutschkermarkt, Wien 18



Als „Phönix aus dem Kopfsteinpflaster“ bezeichnen die Standler liebevoll in „barocker“ Sprache ihren Marktbrunnen. Das hat mit der Genese des Marktes bei der Währingerstraße zu tun. „Unser Markt wurde nach Johann Rudolf Kutschker benannt, einem liberalen Erzbischof, der sich für Frieden und Bürgerrechte einsetzte. Erstmals erwähnt wurde der Kutschkermarkt 1885, wobei es sich anfangs um einen kleinen Straßenmarkt um die St.-Gertruds-Kirche handelte. Im Laufe der Jahre entwickelte er sich den Hügel hinauf bis zur heutigen Kreuzgasse. Als die Welt ins dritte Jahrtausend startete, erlebte der Kutschkermarkt einen Tiefpunkt. Die Kunden blieben aus, Standler wanderten ab, Geschäfte mussten schließen. Aber unser Markt mit seiner Lebensenergie und seiner starken Gemeinschaft hat sich nicht unterkriegen lassen.

Er war und ist – wie selbstverständlich – ein Treffpunkt. Ein pulsierendes Herz, an dem man sich trifft und austauscht, ein Ort, der von seinen Menschen lebt, den Standlern, den Anwohnern, den Visionären.“ So far, so good. Im Jahr 2003 wurde der Kutschkermarkt saniert, rundum erneuert revitalisiert. Ein Zeichen dafür ist der aus den 47.000 Kopfsteinpflastersteinen ragende Brunnen unbekannter Provenienz. Schade. Aber auch egal. Nett ist er ...

2003 – TRIUMPH-BOGEN

Exkurs auf den Salzburger Residenzplatz

„Skandal, Skandal“, riefen die Leute. „Skandal, Skandal“, schrieb der Boulevard. Nun ja, alles andere als ein Skandal wäre eine Tragödie gewesen für die Schöpfer genannter Kunstinstallation auf dem ehrwürdigen Salzburger Residenzplatz. „Arc de Triomphe“ nannte ein konspiratives Künstlerkollektiv aus Wien eine infantile Brunnenskulptur, die einen nackten Mann darstellte, der – rücklings einen Bogen schlagend – sein erigiertes Glied in die Luft reckte. Aus dem zur Schau gestellten „Nudelaug“ des Penis spritzte es. Oder wie die Künstlergruppe Gelatin es selbst beschrieb: „eine Art Gelatin’sches Manneken Pis von etwa vier Metern Größe, zeigte vor dem Festspielhaus ein nacktes Männlein aus buntem Plastilin, das sich in yogischer Verrenkung eine Brücke schlagend mit seinem ‚mächtig steilen Wasserhahn‘ selbst in den Mund spritzt.“ Man konnte die stattliche Erektion und Ejakulation aber, mit viel (oder sehr wenig) Fantasie und guten Willens auch entsexualisieren: „Wasser sprudelt aus dem Penis der Figur, der Mund fungiert als Auffangbecken“, schrieb das Hamburger Abendblatt.

„Splash – Job well done“, kann man da nur Gangsta-Rap zitieren. Nun ja, „über Geschmäcker und Tetschn lässt sich streiten“, wie ein Altwiener Sprichwort besagt. Wesentlicher Unterschied in der Deutungshoheit besteht ja auch in den Ausrufen „Oh my god!“ und „Mon dieu!“ – trotz derselben Worte. Von der sexuellen Erregung ist es nur ein schmaler Grat zur Erregung öffentlichen Ärgernisses. Das Problem des nicht nur die Festspielstadt in heftige „Erregungszustände“ versetzende Objekt lag aber in der handwerklichen wie künstlerischen Minderwertigkeit. Billig könnte man das Skandalon nennen. Im Sinne der Idee und – noch viel mehr – im Sinne der Ausführung aus Pappmaschee. „Na, des is net schee“ – muss es ja auch nicht. Kunst hat weit mehr Auftrag als schön zu sein. Die Suche nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit ist Impetus und demokratischer Auftrag. Dass ein gewisses Mass an Ästhetik nicht schadet, könnte auch der Intention eines jeden Agent Provocateur nicht schaden. „Bon giorno, Don Porno?!“ Ob das



Kunstobjekt des ejakulierenden Penis-Brunnens als angewandter Feminismus gelten darf, sei dahingestellt. Der übliche Vorwurf der sexuellen Ausbeutung weiblicher Körper jedenfalls ist unbegründet. Dass die Erektion als Reaktion auf Sublimierung und Verdrängung entstanden ist, darf in der Heimat Sigmund Freuds aber als obligatorisch definiert werden. Wie auch immer. Resultierend aus bigotter Prüderie und verlogenerer Schamhaftigkeit wurde das Skandalon – Spiegelbild des ödipalen Komplexes – nach einer Saison als meistfotografiertes – und auf „facebook“ selbstverständlich meistgelöschtes – Objekt aus der Festspielmetropole Salzburg verbannt und provinziell in einem gut gesicherten Depot verschantzt. 2017 folgte ein kurzes Gastspiel in Mailand. Aber eines steht fest: der wechselhaft als primitiv und/oder pornografisch eingestufte „Zumpferlbrunnen“ hat Anrecht auf einen Eintrag im Buch der Ewigkeitgasse.

2003 – URBI ET ORBI. DAS ANTLITZ DER WELT

Uno City, Wien 21



Anlässlich des 130-jährigen Jubiläums der Einweihung der Wiener Hochquellwasserleitung, des Beginns des „Internationalen Jahres des Trinkwassers“ und des „Tages der Vereinten Nationen“ beehrte die Stadt Wien alle in der „Wiener UNO-City“ ansässigen Organisationen am 23. Oktober 2003 mit einem außergewöhnlichen Geschenk. Michael Häupl übergab in seiner damaligen Funktion als Bürgermeister dem Generaldirektor der Büros der Vereinten Nationen in Wien ein Wasserkunstwerk. „AQA – water with a human face“, nennt sich der Trinkbrunnen, der laut seinem Schöpfer, dem Künstler Hansi Dietrich, die Trilogie von Körper, Geist und Seele symbolisieren soll, sowie Wasser, Erde, Licht und Energie des Wassers sichtbar machen will. Dieses energetische Spannungsfeld soll durch die Konstruktion eines erleuchteten Glasbeckens mit zwei einander zugewandten stilisierten Gesichtern verstärkt werden. Nun ja, über Geschmack lässt sich nicht streiten, sagt man. Und die Demarkationslinien zwischen Kitsch und Kunst sind wohl, wie man so schön euphemistisch sagt, volatil. Die Symbolkraft jedenfalls ist unbenommen. Der Wille steht fürs Werk. Die UNO ist beglückt. Perfetto. Unbestätigten Gerüchten zufolge sollen Bürgermeister Häupl und die zur Feierstunde geladene Gästeschar das freudige Ereignis selbstverständlich standesgemäß begossen haben. Und mit sehr großer Wahrscheinlichkeit wird er die Eröffnung des neuen, der Weltgemeinschaft und der Wasserkraft gewidmeten Brunnens nicht mit dem päpstlichen Segen „urbi et orbi“, sondern mit folgenden legendären Worten besiegelt haben: „Man bringe den Spritzwein!“

2005 – NUR KANE WELL'N!

Franz-Jonas-Platz, Wien 21



Des Meeres und der Liebe Wellen, Wiener Wasserwelten, Wiener Wasserwellen. „Meine Arbeit soll dem Menschen dienen, das Leben verbessern, das Wasser wieder in die Mitte des Lebens stellen.“ Hans Muhr, geboren 1934 in Graz, hat zahlreiche Wassermonumente im Innen- und Außenbereich gestaltet, Gartenbrunnen, Trinkbrunnen, Lebensbrunnen, Wellenskulpturen und vieles mehr. Das Element Wasser stand seit jeher im Zentrum seines künstlerischen Universums. Seit 1973 ist er als freischaffender Künstler tätig. Anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums der Zugehörigkeit von Floridsdorf zur Bundeshauptstadt Wien schuf Muhr im Jahr 2005 für den „Hauptplatz des Bezirks“ einen repräsentativen, aber zeitgemäßen Brunnen mit Steinskulpturen; gemäß dem konspirativ-konsensualen Motto des ehemaligen, verstorbenen Bundespräsidenten Franz Jonas: „Nur kane Well'n ...!“

2005 – WASSERWAND

Columbus, Wien 10

Ob Christoph Columbus, der Entdecker Amerikas, wohl jemals in Favoriten war? Höchst unwahrscheinlich. Aber immerhin wurde ihm zu Ehren im Jahr 2005 – ein bisserl zu spät – zum 500. Jahrestag seiner Eroberung des Paradieses im Jahr 1492 in Favoriten ein Platz benannt und als Ort der Begegnung gestaltet. Im Zentrum des Geschehens befindet sich ein von Ernst Huss gestaltetes Brunnenbecken mit direkt nebeneinander positionierten Fontänen, deren Ausrichtung eine Art „Wasserwand“ imaginiert. Aber man kann sicher sein – dickköpfig und besessen von seiner Leidenschaft und seinem Entdeckerspirit, stets „mit dem Kopf durch die Wand“ gehend –, auch diese Wand hätte Columbus wohl kaum eine Sekunde lang aufgehalten.

2007 – EUROPA & DER STIER

Europaplatz, Wien 6/7

Zugegeben; es kann nicht nur Orte von paradiesischer Schönheit geben. Überall auf der Welt existieren Orte, Plätze, Landschaften und Straßenzüge von enden wollender Schönheit. Das kann historisch gewachsen sein, kann von Armut herrühren, von Geschmacklosigkeit, durch Zerstörung, Krieg, Zerfall. Alles ist möglich. Ja, auch Architektur ist Modeerscheinungen ausgesetzt. Erschreckend aber wird es, wenn man auf einem großen, zentralen, sternförmig angelegten und reich bevölkerten Platz zu stehen kommt, der unendlich hässlich, ja gar erbärmlich wirkt. Wenn man dann aber auch noch an diesem Platz ein (offenbar mit stolz geschwellter Brust) aufgepflanztes Schild liest, dass selbiger Platz erst vor Kurzem – nämlich 2007/2008 – umgestaltet wurde, wird einem doch ziemlich schlecht. Was hier unter Gestaltung firmiert, ließe interessante Interpretationen zu, was wohl wäre, wenn der Platz nicht gestaltet worden wäre. Denn sowohl der Verlauf der Fahrbahnen Richtung Mariahilferstraße und deren Seitengassen als auch das planlose Tohuwabohu an abwechselnd kreisförmig und elliptisch angeordneten Parkbänken, Sesseln, Hockern, (derangierten) Spielgeräten und degenerierten Wasserspeiern suchen erst einmal ihresgleichen. Fast unbeschreiblich ist, wie es möglich war, aus den Fördermitteln der EU – vertreten mit einer durchaus stolzen Summe von 478.800 Euro – ein derartig beschämendes Nichts zu generieren. Beim Abgleich von Output und Input (genannte Summe) kommt einem, mit Verlaub, doch eher das „Speiben“. All das ausgerechnet am symbolträchtig ehrerbietig nach dem heimischen Kontinent benannten „Europaplatz“. Da ergreifen sowohl die stolze Göttin Europa als auch der lüsternen sie besteigen wollende Stier lieber rasch die Flucht. Gott sei Dank ist der Westbahnhof direkt in der Nähe. Aber selbst der führt heute fast nur mehr ins Nirwana. Au weh! „Hawe de Ehre!“



2008 – LUFTIKUS

Am Stubenring, Wien 1

Man kennt Schokobrunnen, befüllt mit duftender weißer und dunkler Schokolade, aus feinstem Kakao, mit zart-cremig geschmolzener Milkschokolade und zartbitterer Schoko; man kennt auch

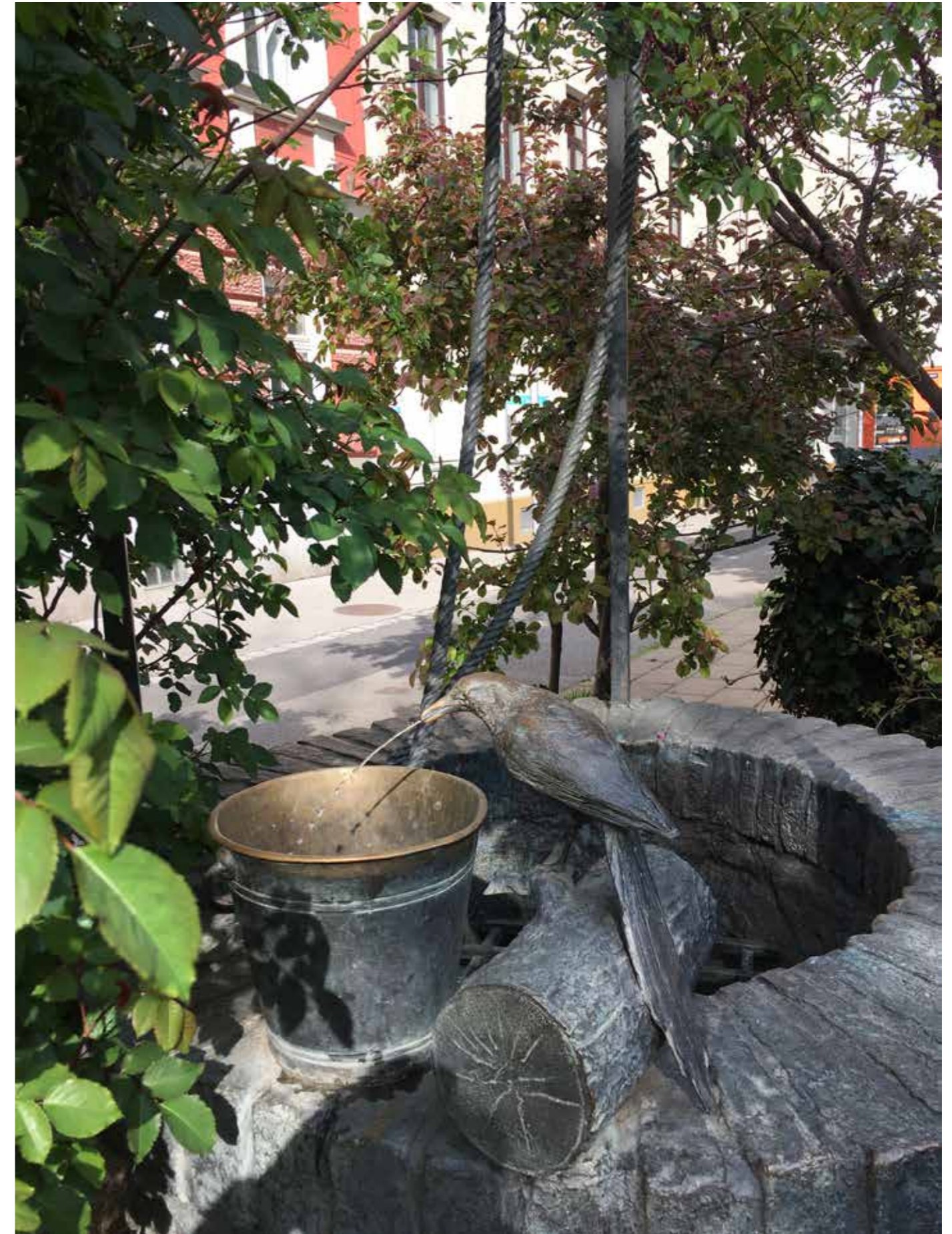


dekadente Champagnerbrunnen, filigrane Brunnenskulpturen aus zu phallischen Kaskaden getürmten, den wohlgeformten Rundungen von Marie Antoinettes Brüsten nachempfundenen Champagner-schalen. Wunderbare Dekadenz zur dritten Potenz. Aber kennen Sie auch einen Luftbrunnen? Nein, gemeint sind nicht Brunnen, aus denen man frische Luft schlürfen und schnuppern kann. Obwohl das, wenn man es genauer überlegt, eigentlich gar nicht so weit hergeholt bzw. aus der Luft gegriffen wäre, erzählt man sich doch tatsächlich von findigen Start-up-Gründern, die „frische Luft aus den Alpen“, abgefüllt in Dosen und kleinen Flaschen, ins ferne Asien verscherbeln. Eine Sonderedition aus Hallstatt ist in Planung. Die Chuzpe, durch derartige Luftgeschäfte zu Reichtum zu kommen, muss man erst haben. Aber Schmäh ohne – diese Herrschaften reüssieren hierzulande. Allerdings haben diese Nouveaux riches mit dem real existierenden Luftbrunnen nichts zu tun. Verortet ist er am Stubenring – direkt vor dem MAK, bekränzt von Rosenbeeten – auf einer Verkehrsinsel an der Kreuzung zwischen Ring, Wollzeile und Weiskirchnerstraße. In Wahrheit ist besagter Luftbrunnen eine Kunstinstallation – und soll auf etwas hinweisen. Worauf, bleibt erratisch. Jedenfalls ist das Besondere an diesem Brunnen, dass ein ganz normaler, ordinärer Hydrant auf einer sechs Meter hohen, in einen überdimensionalen Blumentopf gepfropften Stele thront. In hohen Lüften ... leider spendet er weder Wasser noch Luft. Und das ausgerechnet vor den Toren des Museums für „Angewandte Kunst“. Das im wahrsten Sinne des Wortes abgehobene Kunstwerk will irritieren. Nun ja, das gelingt. Man könnte, weniger euphemistisch, etwas weniger freundlich, aber auch sagen, es gelingt, den Betrachter zu verarschen ...

2008 – KRAH-KRAH!

Zimmermannplatz, Wien 9

„Es war einmal ...“ Ja, Kinder, ich weiß, so beginnen eigentlich 99 Prozent aller Märchen. Trotzdem: Es war einmal ... ein kleiner Rabe. Der kleine Rabe wohnte mitten in der großen Stadt, umgeben von hohen Häusern, vielen Autos, lautem Verkehr. Dennoch war er umgeben von einer fast unglaublichen Idylle. Sein Zuhause hatte er in Wien, das war die Stadt, in der so manches möglich und so manches unmöglich erscheint und dann doch meist von irgendeinem guten Geist ermöglicht und also verwirklicht wird. Nun, der kleine Rabe lebte also in Wien, im neunten Bezirk, am Zimmermannplatz, nur unweit vom Gürtel. Ja, liebe Kinder, das ist der Ort, vor dem Euch Eure Eltern immer schon gewarnt hatten, wegen des Verkehrs und wegen des Verkehrs der anderen Art. Aber das ist wieder eine andere Geschichte, die ihr später schon selber einmal herausfinden werdet. Nun, der kleine Rabe lebte in einem wahren Idyll, das man Park nennt. Gabriele-Possanner-Park war er genannt worden, nach der ersten Frau, die in Österreich, vor langer, langer Zeit, Medizin studieren durfte – glaubt mir, Kinder, das war damals schon ein ausgewachsenes Wunder in einer streng patriarchalischen Welt – und dann als erste Frau, als Frau Doktor Gabriele Possanner von Ehrenthal, in die Annalen des Landes eingehen sollte. Nicht zuletzt deshalb, weil sie – und das ist wirklich absurd, nein, grotesk bis ins Mark – zuerst in der Schweiz das Medizinstudium absolviert hatte und danach noch einmal in Wien alle Prüfungen ablegen musste, um als Ärztin anerkannt zu werden. Na ja, und ihr zu Ehren, und das ist schon ein zweites kleines Wunder, war der der Platz im Jahr also erneuert worden und ein Park anstelle eines unübersichtlichen Straßenwirrwarrs neugestaltet und nach ihr benannt worden. In diesem Park lebte der kleine Rabe. Geboren wurde er übrigens im Jahr 2008, seine „geistige Mutter“, seine Schöpferin, war eine freundliche, aus dem fernen São Paulo kommende Künstlerin namens Ines Lombardi. Sein Eigen nannte er einen Brunnen, der wahrhaftig so aussah, wie man ihn aus alten Märchen kennt; mit einem gemauerten Unterteil, geschwungenen, verzierten Verzierungen, einer Zugvorrichtung und einem Kübel, mit dem man das Wasser aus der Tiefe holen



konnte. Nun, der kleine Rabe war ein bisschen neckisch, und zumeist konnte man ihn, inmitten des dichten Gebüschs, hinter dem er in malerischer, märchenhafter Art und Weise sich zu verbergen pflegte, sehen, wie er – wenn er meinte, versteckt und „unsichtbar“ für die Blicke anderer zu sein – in den Kübel spuckte. Lustig war das anzusehen. Lieblich. Und das brachte nicht nur, aber vor allem die Kinder immer wieder zum Lachen. Na ja, und weil er aber auch ein ganz ein Lieber war und nicht nur ein Schelm, tat er auch viel Gutes. Seinen Geist ließ er vor allem auf Kinder wirken. Vielleicht war er ein Verwandter des „kleinen Raben Socke“, den kennt Ihr ja sicher aus den Büchern Eurer Kindheit, der immer alles teilt mit seinen Freunden – zumindest nachdem er ordentlich nachgedacht hatte. Und so schwebte der gute Geist auch immer über der Kinderklinik, die sich ganz in der Nähe befand. Und zu hoffen ist, dass sich darob auch das eine oder andere kleine oder große Wunder einstellt und dem Schicksal in die Suppe spuckt (wie der Rabe in den Kübel) ... der kleine Rabe jedenfalls denkt ganz fest daran. Jaja, es war einmal ...

2008 – BASELISK – NICHT BASILISK!

Im Stadtpark, Wien 1



„Schuld sind immer die anderen!“ Diese zutiefst österreichische Erkenntnis, die man entweder mit der Muttermilch aufgesaugt hat oder in den Genen vererbt oder als gelernter Österreicher in verpflichtenden Kursen mit klingenden Namen wie „Aufpudeln Teil 1 bis 3“ – bzw. besonders Willige auch in Kursen „für Fortgeschrittene“ an heimischen Volkshochschulen – vermittelt bekommen hat, lässt sich in Fragen der Politik, der Gesellschaft oder aber am besten beim Sport unter Beweis stellen. „Schuld sind“, vor allem beim Fußball, „immer die anderen“ – weil unfair, ungerecht, gemein und/oder ungernein. Nicht dass man selbst schneller, besser oder konzentrierter hätte sein müssen, um ein Scheitern zu verhindern und einen Sieg zu erringen. Nein, pas de tout! Zu den am häufigsten von Hausmasters Voice inkriminierten Personen gehören die Schiedsrichter.

Dass die Erregung über vermeintliche Ungerechtigkeiten und/oder wirkliche Fehlentscheidungen vonseiten der Referees aber beim pt. Publikum aus aller Herren Länder gleich hoch ist, belegt ein exzentrisches bibliophiles Produkt von Frieder Pfeiffer über *Die 100 spektakulärsten Fehlentscheidungen im Fußball*. Interessant, dass – entgegen den üblichen Usancen – ein Ranking nicht mit der Nomenklatur „die besten“ angekündigt wird. Fußball bewegt. Und das hat Folgen. Positive und negative. Auch nachdem eigentlich schon längst Gras über die Sache gewachsen sein müsste, regt man sich auf den Stammtischen des Ballester-Universums Jahrzehnte später noch über das Wembley-Tor auf, über Maradonas „Hand Gottes“, über Phantomtore, Schreiduelle, Ausschlüsse, geschenkte Elfer, blinde Flecken bei Abseitsstellungen, oscarreife Schauspieler und so weiter und so fort. Neue Fälle, um sie dem opulent illustrierten Buch für etwaige Neuauflagen hinzuzufügen, waren bisher bei der aktuellen Euro in Frankreich noch nicht gesehen; aber man soll das Match nie vor dem Abpfiff loben. Eine zweite Spezies, die oft, und nicht nur wortwörtlich, unter Beschuss steht, sind die Torhüter. Zumeist stehen sie im Schatten der großen Stars, der Goalgetter, der Dribbelkünstler, der Kopfbalkönige, der Kreise ziehenden, Rochaden vollführenden Dirigenten im Mittelfeld. Aber darüber breitet man am besten eine Plane – wie über den Courtcourt in Wimbledon (bei Regen).

Nicht im Regen stehen ließen uns Wiener im Jahr 2008 die Schweizer. Als die beiden benachbarten Völker, die exotischen Älpler, auserkoren waren, gemeinsam die EURO, die Fußball-Europameisterschaft, auszurichten (um endlich einmal bei einer solchen mitspielen zu dürfen), war ein Geschenk des helvetischen Kompagnons ein Brunne: ein in Basel gefertigter, ein Duplikat, mit einem – ja,

richtig geraten – einem Baselischen! Nun ja, die Österreicher schieden damals, wenig überraschend, trotz des Heimvorteils gleich in der ersten Runde aus – an ihre unrühmliche Zeit kann „Kollers Eleven“ sich dennoch seitdem im Stadtpark erinnern. Von Pilgerfahrten wird selten – bis nie – berichtet. Seltsam, aber so steht es geschrieben. Nett ist er, der kleine Baselisk. Nett, mehr aber auch nicht ... doch wie sagt man so schön: „Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul, einem geschenkten Barsch schaut man nicht in den ...“

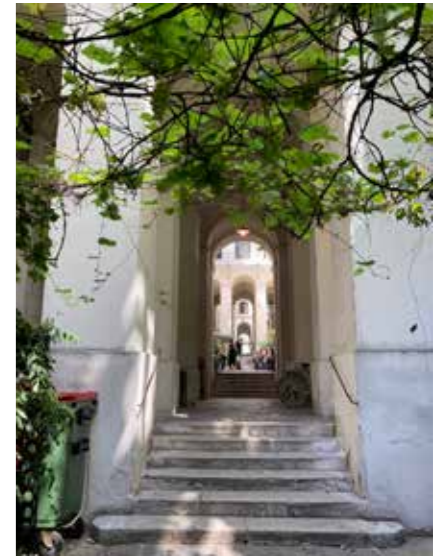
Aus! Der Brunnen ist übrigens eine Replika des 1884 von Wilhelm Bubeck entworfenen und im Schwyzer Basel mehrfach aufgestellten Baselischen-Brunnens.

Ein Vorteil eines frühen Adieu aber liegt im Verzicht auf nationalistisches Gehabe und Freude am Spiel. Da die heimische Fußballhysterie sich regelmäßig proportional zum Erfolg reduziert, heißt es (für die Eidgenossen aus der Schweiz wie auch für die Neidgenossen aus Österreich) auf den Winter zu warten, dann gibt es statt ballesterischer Lattenpendler wieder Ski-Latten und Schnee, auf dem wir alle talwärts fahren. Da sind wir nämlich Wödmasta!

2009 – NEPOMUK III – IM DURCHHAUS

Neustiftgasse 16 / Lerchenfelderstraße 13, Wien 7

In der Vergangenheit wurden sowohl die Lerchenfelderstraße als auch die Neustiftgasse regelmäßig durch den heute in die Kanalisation verbannten, seinerzeit unregulierten, oft wüst Hochwasser führenden Ottakringerbach überflutet. Um das Gebäude gegen Überschwemmungen zu schützen, beschworen die Besitzer des 1847 errichteten Biedermeier-Hauses – das Erzbistum Olmütz – eine Statue des Heiligen Nepomuk zu installieren. Die im Stil des Hochbarock gestaltete, 1862 zentral installierte Figur besagten Schutzpatrons gegen Wassergefahren aller Art ziert auch heute noch – respektive wieder – das Durchhaus des ehemaligen Klosterareals. Verzaubert, wie aus der Zeit gefallen, fühlt man sich, betritt man als Flaneur das als „Freiwilliger Durchgang“ gekennzeichnete Konstrukt aus hohen Bögen, Säulengängen, Arkaden, Gewölben, Treppen, von Efeu und Wein umrankten Innenhöfen von der Lerchenfelderstraße her. Aus drei Häusern mit zehn Stiegen besteht heute das um die Millenniums-Jahre sorgsam revitalisierte Biedermeier-Ensemble. Es beherbergt Geschäfte, Galerien, Büros, open spaces. Ein Kleinod, eine perfekte Symbiose von urbanem Flair mit dörflichem Charakter. Neo-Biedermeier at its best, ist man versucht zu sagen, wäre dieser Terminus (gesellschaftspolitisch) nicht negativ konnotiert. Aber „Schmäh ohne“: Kulturpessimismus ist hier – ausnahmsweise – nicht angebracht. Au contraire. Hier wird spürbar und erlebbar, warm Wien zum wiederholten Mal zur lebenswertesten Stadt der Welt gekürt wurde. 2009 wurde die Statue des Heiligen Nepomuk vom Bundesdenkmalamt saniert und an historischer Stelle reinkorporiert. Die Patronanz brachte übrigens noch etwas zum Wasser Gehörendes zutage: inmitten des wunderbaren, aus der Zeit gefallenen Schanigartens im Innenhof der „Gastwirtschaft im Durchhaus – seit 1848“ – nomen est omen – befindet sich nämlich ein alter Brunnen inklusive einer Amphore aus Terracotta. Unscheinbar auf den ersten Blick war der klassische Ziehbrunnen früher doch ein Zentralgestirn des sozialen Lebens: Treffpunkt, Ort des Zusammenkommens, des Tratschens nebst der Versorgung mit dem lebensnotwendigen Elixier des Lebens. Schön auch hier, dass Alt und Neu, Tradition und multikulturelles Miteinander hierorts Hand in Hand gehen. Auf dem alten, wunderschönen runden Schmiedeeisengitter, das vor dem Absturz in den tiefen Brunnenschacht schützen sollte, sind eine Handvoll Steine kaskadenartig geschichtet; gemäß buddhistischen Riten, sowie Symbolen entlang des Mittelmeeres; die Wassergeister zu besänftigen.



Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien